



# DENKMALPFLEGE IN BADEN - WÜRTTEMBERG

NACHRICHTENBLATT DES LANDESDENKMALAMTES

10. JAHRGANG  
APRIL - JUNI 1981



DENKMALPFLEGE IN BADEN-WÜRTTEMBERG · Nachrichtenblatt des Landesdenkmalamtes  
Herausgeber: Landesdenkmalamt Baden-Württemberg · Eugenstraße 7 · 7000 Stuttgart 1  
Verantwortlich im Sinne des Presserechts: Präsident Prof. Dr. August Gebeßler  
Schriftleitung: Dr. Doris Ast · Stellvertreter: Dr. Christoph Unz · Redaktionsausschuß: Dr. P. Anstett,  
Dr. N. Bongartz, Dr. E. Hannmann, Dr. Wolfgang Stopfel  
Druck: Druckhaus Robert Kohlhammer · Kohlhammerstraße 1–15 · 7022 Leinfelden-Echterdingen 1  
Postverlagsort: 7000 Stuttgart · Erscheinungsweise: vierteljährlich · Auflage: 19000 · Beim Nachdruck  
sind Quellenangaben und die Überlassung von zwei Belegstücken an die Schriftleitung erforderlich.

## Inhalt

Franz Meckes		
Der Schwarzwaldhof in der Freiburger Vorbergzone		33
Leo Schmidt/Peter Schmidt-Thomé		
Ein Keller aus der Frühzeit der Stadt Freiburg		43
Jürgen Page		
Königsfeld im Schwarzwald. Eine Gesamtanlage des frühen 19. Jahrhunderts		47
Ulrich Gräf		
Steinreinigung und Steinkonservierung Denkmalpflegerische Standpunkte		54
Elisabeth Essner		
Zwei ungewöhnliche technische Kulturdenkmale		57
Der „erste Skilift der Welt“		58
Über die Herkunft einer ehemaligen, umgesetzten Zeppelinhalle		61
Gernot Vilmar		
Sicherung und Instandsetzung von Schloß Ortenberg im Ortenaukreis		66
Michael Schmaedecke/Peter Schmidt-Thomé		
Ausgrabung in der ehemaligen Martinskirche in Müllheim		76
Egon Schallmayer		
Neue Ausgrabungen in Ladenburg 1980		81
Personalia		87

**Titelbild:** Schloß Ortenberg im Ortenaukreis. Die ehemalige Reichsburg dient heute zum Teil als Jugendherberge. An der Südseite des Wohngebäudes aus dem 19. Jahrhundert steht derzeit ein Gerüst für Instandsetzungsarbeiten.  
Zum Beitrag Gernot Vilmar: Sicherung und Instandsetzung von Schloß Ortenberg im Ortenaukreis.





1 DER FUSSENHOF IN KIRCHZARTEN-GEROLDSTAL wurde am 28. 3. 1754 vom Zimmermeister Hans Janz aufgerichtet. Die Firstsäulenkonstruktion, die Walmausbildung und der Wandaufbau sind noch unverändert erhalten geblieben.

## Franz Meckes: Der Schwarzwaldhof in der Freiburger Vorbergzone

Der Eindachhof des Schwarzwaldes ist eine der charakteristischsten Gebäudeformen Mitteleuropas. Die aus topographischen und klimatischen Gründen sinnvolle Zusammenfassung von drei Grundfunktionen, Wohnhaus, Viehstall und Bergeraum, hat sich über Jahrhunderte als zweckentsprechend bewährt. Dabei wurde die Grundgestalt des Hauses immer wieder nach unterschiedlichen Zwecken variiert und nach sich wandelnden Bedürfnissen modifiziert.

Veränderte Lebensgewohnheiten und veränderte Bedingungen für die Höhenlandwirtschaft, besonders die Nebenerwerbslandwirtschaft, machen heute wiederum eine Anpassung des Schwarzwaldhauses an diese neuen Gegebenheiten in vielen Fällen notwendig. Neben dem Problem, wie ein neuer, moderner landwirtschaftlicher Betrieb sinnvoll in einem Gebäude untergebracht werden kann, das der charakteristischen Bauweise des Schwarzwaldes wenigstens

in der Großform entspricht, besteht das Problem der Denkmalpflege darin, auf welche Weise ein historischer Schwarzwaldhof, der ein Kulturdenkmal darstellt, saniert und modernisiert werden kann, ohne daß die Eingriffe in den historischen Bestand ein vertretbares Maß überschreiten.

In einem Forschungsauftrag der Forschungsgemeinschaft Bauen und Wohnen beschäftigt sich Prof. Dr. Schnitzer, Karlsruhe, mit dieser Frage. Zu ihrer Lösung kann die Kenntnis der Variationsbreite in der Grundrißdisposition des historischen Schwarzwaldhauses und der Wandlungen, die Grundriß und Aufbau der einzelnen Hofstypen im Laufe der Geschichte erlebten, einen Beitrag leisten.

Das charakteristische quergeteilte Einhaus der Freiburger Vorbergzone, das den Wohn- und Wirtschaftsteil unter einem mächtigen Dach vereint, ist in allen Einzelheiten das Ergebnis einer kontinuierlichen Entwicklung, die wir bis

### Jahrestagung der Vereinigung der Landesdenkmalpfleger der Bundesrepublik Deutschland vom 1. bis zum 5. Juni 1981 in Freiburg i. Br.

Die in der „Vereinigung“ zusammengeschlossenen Mitglieder der bundesdeutschen Denkmalämter treffen sich zu ihrer jährlichen Arbeitstagung dieses Mal auf Einladung des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg in Freiburg im Breisgau. Die fünftägige Veranstaltung dient dem fachlich-konservatorischen Erfahrungsaustausch; ferner werden an praktischen Beispielen der südbadischen Denkmallandschaft, in Basel und den angrenzenden Bereichen des Elsaß aktuelle Grundsatzfragen erörtert. Im Hinblick auf diese Fachtagung beziehen sich die Themenschwerpunkte dieses Heftes auf den südbadischen Raum.



zum Anfang des 16. Jahrhunderts zurückverfolgen können. Auch wenn im gesamten Einzugsbereich des Dreisamtales die Bausubstanz in den Wirren des 16. und 17. Jahrhunderts durch zerstörungswütige Landsknechte und durch weitere Katastrophen erheblich reduziert wurde, so lassen sich dennoch anhand der wenigen frühen Beispiele im Zusammenhang mit den Höfen im Hochschwarzwald verschiedene Entwicklungsperioden bis hin zur gemeinsamen Wurzel aufzeigen.

Die Urform dieser Höfe ist das sogenannte Heidenhaus, das in seiner älteren Form senkrecht zum Hang steht. Der Wohnteil schmiegt sich an den im Sommer kühlen und im Winter wärmehaltenden Berg an und wird vor kalten Herbststürmen durch den zur Talseite hin vorgelagerten Stall geschützt. Im Gegensatz zu den zeitgleichen Höfen des Kinzigtals tritt in der Regel die talseitige Stirnwand des „Heidenhauses“ kaum in Erscheinung. Das mächtige Manteldach mit den tief heruntergezogenen Dachflächen überdeckt das zweigeschossige Gebäude, das sich trotz der großen Grundfläche und der stattlichen Firsthöhe von 12–14 m durch die beiden vollabgewalmten Giebelseiten harmonisch in das Landschaftsbild einfügt und in keiner Weise gestelzt wirkt.

Das Haus besteht im Längsschnitt aus 5–7 hintereinander gestellten Säulen, die im Abstand von 2,5–3 m angeordnet sind. Im Querschnitt wird das Hausgerüst aus 3 Hochsäulen und 2 zusätzlichen Wandsäulen gebildet, die durch Quer- und Spannriegel miteinander verbunden sind. Die Mittelsäule trägt die Firstpfette und zeigt, daß Haus- und Dachgerüst in der mittelalterlichen Bauweise konzipiert wurden.

Die einzelnen Binderebenen bedingen die Querteilung des Hauses und nehmen entsprechend den Funktionen in unterschiedlichen Abständen die gefachtrennenden Wände auf. Die Lage der Innenwände, durch zusätzliche Wandsäulen festgelegt, kann ebenso wie die unterschiedlichen Nutzungen innerhalb der einzelnen Gefache an den Öffnungen der Außenwände abgelesen werden.

Der Grundriß läßt deutlich die Trennung zwischen Wohn- und Ökonomieteil erkennen. Dieser ist in der Regel in vier Querstreifen aufgeteilt und enthält den zweireihigen Stall, den Futtergang und die Tenne. Dabei zeigt sich der Nachteil

2 EIN CHARAKTERISTISCHES „HEIDENHAUS“ *der älteren Form mit den weit heruntergezogenen Dachflächen, die Schutz vor Wind, Schnee und Regen bieten.*



des quergeteilten Hauses, das durch die festgelegte Haus-tiefe auch die Anzahl der Tiere begrenzt und eine spätere betriebliche Erweiterung in der Querrichtung ausschließt. Die Tenne liegt wie beim alten oberschwäbischen Haus und dem Firstsäulenhäuser des schweizerischen Mittellandes ebenerdig und reicht über zwei Geschosse. Aber die vielfältigen Tennenfunktionen des oberschwäbischen Dreifachhauses – Verkehrsfläche, Treppenhaus, Futtergang, Abstell- und Druschplatz – werden beim „Heidenhaus“ nur auf die wichtigste Nutzung als Druschtenne reduziert.

Das Wohnhaus betritt man von der Traufseite und gelangt in den Hausgang, der quer zum First von einer Außenwand zur anderen reicht und den Wirtschaftsteil vom Wohnbereich trennt. Bei den ältesten Häusern finden wir noch den zweiraumbreiten Wohnteil, der jedoch noch im 16. Jahrhundert durch veränderte Wohnbedingungen, durch nachträgliche Einbauten unterteilt und bei Neubauten zugunsten eines dreiraumbreiten Grundrisses aufgegeben wurde.

Wie die Tenne so ist auch die Küche beim „Heidenhaus“ zweigeschossig; denn neben dem Rauchfang mußte für die Rauchkammer noch ausreichend Platz geschaffen werden.

Die Stube, die auf der Sonnenseite des Hofes liegt, enthält in der Regel eine separate Treppe, die zur Schlafkammer des Bauern führt. Das Gesinde schläft in drei Kammern über dem Stall, die über die Treppe im Hausflur und einen der Hauswand vorgelagerten Gang erschlossen werden.

Der gewaltige Dachraum kann über eine kurze Erdrampe am bergseitigen Walm befahren werden. Die Stellung der Firstsäulen verlangt jedoch eine von der Mitte abgerückte Einfahrt, die in die große Walmlfläche eingeschnitten ist. Der Dachraum enthält auf der Einfahrtsebene zwei Funktionsbereiche. Über dem Wohnteil liegt ein größerer freier Raum, der im Winter die Aufgabe des Wirtschaftshofes übernimmt. Von dort führt eine Brücke in den Heubergerraum bis zum talseitigen Walm. Ohne größeren Arbeitsaufwand wird der Heuwagen in die 2 m tiefer liegende Heubühne entladen.

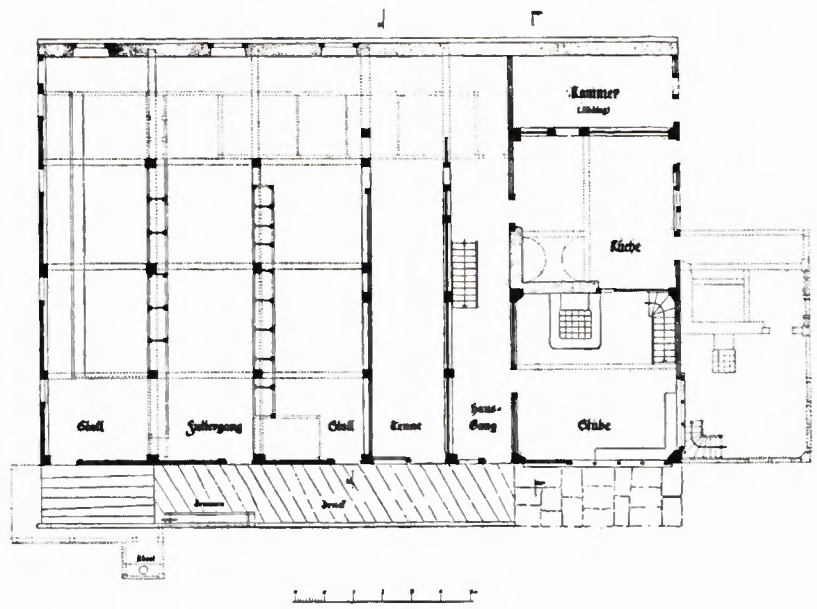
Dieser nur in großen und vereinfachten Zügen aufgezeichnete Haustyp erhält im zweiten Drittel des 16. Jahrhunderts zwei Varianten, so daß von nun an im Verbreitungsgebiet des „Heidenhauses“ gleichzeitig drei nur geringfügig voneinander abweichende Gebäudeformen erstellt werden.

Eine minimale, aber für den Wohnwert entscheidende Veränderung erfährt die eine Hausvariante durch den Austausch von Wirtschaftsteil und Wohnbereich unter Beibehaltung der Gebäudestellung senkrecht zum Hang. Es scheint, daß die schützende Funktion am Berg zugunsten einer besseren Besonnung des Wohnteils und einer größeren Aussicht auf Straße und Tal aufgegeben wurde. Haus- und Dachgerüst sind unverändert erhalten geblieben.

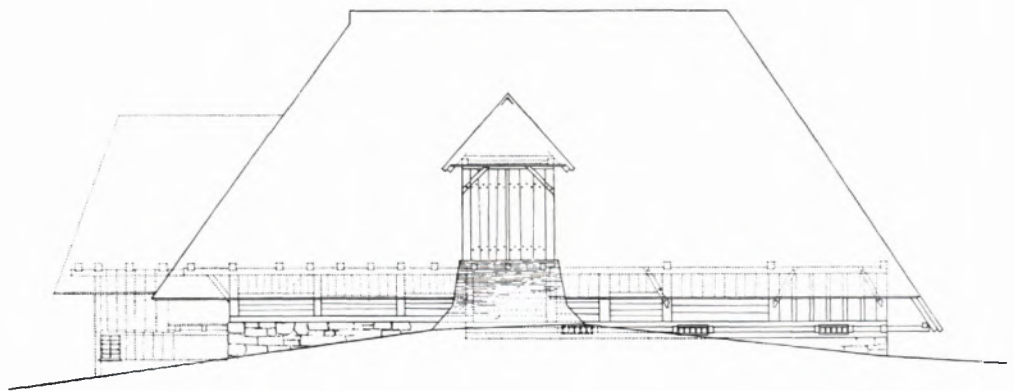
Bei der zweiten Variante verändert sich das Erscheinungsbild des Hofes in der Landschaft durch die Drehung des Hauskörpers um 90°, so daß die Firstlinie parallel zu den Höhenlinien des Hanges verläuft.

Der dreiraumtiefe Wohngrundriß enthält an der Talseite die große Wohnstube, die zweigeschossige Küche und eine daran angrenzende Leibgedingkammer. Für Leibgeding und Küche erweist sich die geänderte Gebäudestellung als vorteilhaft, da beide Räume nunmehr von der Walmseite aus erschlossen werden können, Hausgang, Tenne und der zweireihige Stall mit Futtergang sind in der Grundrißordnung unverändert. Den genannten Funktionsbereichen vorgelagert ist eine Holzbrücke, auf der das Milchhäusle und der Brunnen mit dem Tränketrog stehen. Diese Brücke hat

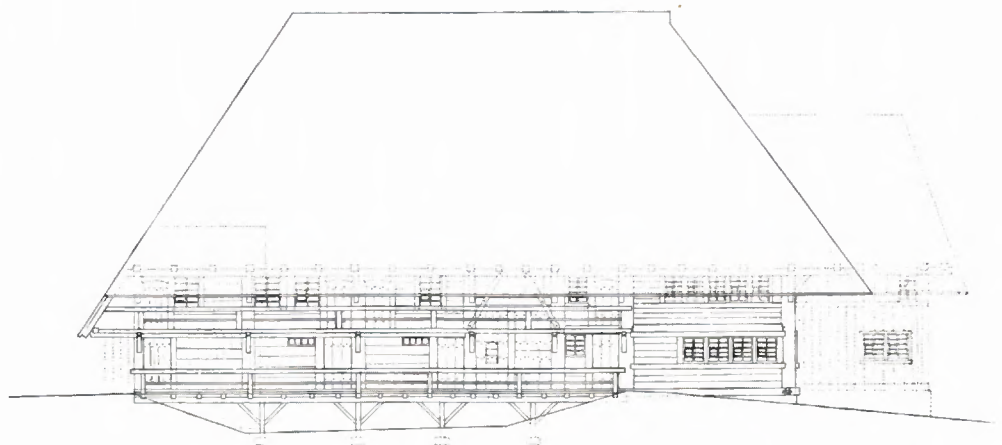




3 ROTHANSENHOF  
in Furtwangen-Mäderstal.  
Grundriß.



4 RÜCKANSICHT



5 HAUPTANSICHT



eine Doppelfunktion: sie dient als Erschließungsgang für Mensch und Tier und läßt die Jauche darunter in den hausnahen Wiesen versickern, so daß wie beim „Heidenhaus“ der älteren Form kein Abwasser in den Wohnteil eindringen kann.

Mit der Drehung des Hauses muß zwangsläufig auch die Einfahrt in den Dachraum von der Walmseite zur Traufseite am Berg wandern. Die traufseitige Erschließung erfordert jedoch bei voller Ausnutzung der Grundfläche und der geringeren Dachneigung der Längsseite einen Gebäudeanbau in Form einer Wiederkehr. In der Regel liegt die Einfahrt direkt über der Tenne und damit fast mittig im Hausgrundriß, so daß auf die frühere Erschließungsbrücke über der Heubühne verzichtet wird. Der über dem Wohnteil liegende Wirtschafts- und Abstellbereich wäre bei dieser Erschließung unter Beibehaltung der Firstsäule mit den beiden Hochsäulen kaum zu nutzen gewesen. Aus diesem Grunde war der Einbau der etwas komplizierter liegenden Binder, die im oberen Teil noch den Rest einer Firstsäule enthalten, unumgänglich. Der weit heruntergezogene Walm am Stallende und der traufbündige Vollwalm über dem Wohnteil sind auch bei dieser Hausvariante erhalten geblieben.

In der Mitte des 17. Jahrhunderts führen andere Lebensgewohnheiten zu einer Erweiterung der Wohnflächen. Der Leibgedingteil wird aus dem bestehenden Wohngrundriß in einen Anbau ausgelagert. Dieser Anbau steht immer im Anschluß an das alte Wohngeschoss an der Walmseite des Hauses. Beim Rothansenhof (1582?) in Furtwangen-Mäderstal wird der zweigeschossige Anbau in Form einer Wiederkehr im Bereich der Stube angefügt. Beim Gemeindegartenhof (1593) in Schönwald hat man First und Traufe über den fast die gesamte Frontlänge einnehmenden Erweiterungsbau verlängert, dabei gleichzeitig die Dacheinfahrt aus der Mitte zur Außenseite verlegt und damit die alte, sicherlich bequemere Längserschließung des Dachraumes wiederhergestellt. Statisch äußerst problematisch war die Erweiterung des Oberen Geschwindhofes (1613) in Gütenbach, wo unter Beibehaltung des Firstendes und der Traufhöhe der Neigungswinkel der Walmseite erheblich reduziert wurde, so daß das gesamte Baugesfüge durch erhöhte Wind- und Schneelast bei geringfügiger Längsaussteifung ganz beachtlich aus dem Lot kam. Diese Beispiele verdeutlichen die Erweiterungsmöglichkeiten unter Wahrung des charakteristischen Erscheinungsbildes dieser Höfe.

Der Pfendlerhof in Zarten, das älteste, 1610 datierte „Heidenhaus“ im Dreisamtal, entspricht in der Grundrißanordnung und im Aufbau des Haus- und Dachgerüsts im wesentlichen der bereits beschriebenen zweiten Hausvariante.

Dem dreiraumtiefen Wohngrundriß – Stube, Küche und Leibgeding – folgen Flur, Tenne und der doppelreihige Stall mit Futtergang. Die Außenwände von Stube, Küche und Leibgeding lagen ursprünglich in einer Flucht. Auch der von außen erschlossene Keller unter dem Stüble folgt noch der alten Hausflucht. Erst bei einer späteren Umbauphase wird der Grundriß um einen Meter vergrößert und die Außenwand bis zur Küchenmitte massiv erstellt. Bemerkenswert ist auch der schmale, aber tiefe Leibgedingbereich, der in den Hausgang vorspringt. Unter Beibehaltung der Durchgangsfunktion wird die Einschnürung im Hausgang für die Weiterentwicklung des Wohngrundrisses entscheidend sein.

Die Stube, die keine separate Treppe zur Schlafkammer des Bauern mehr enthält, ist zur Straße nach Nordosten orientiert. An der Westseite über dem Stall bietet der weit heruntergezogene Vollwalm Schutz vor Wind und Wetter.

Auf der gegenüberliegenden Seite zeigt dagegen die kühne Walmauskragung, daß die Grenzen der statischen Möglichkeiten bereits überschritten sind. Nur durch eine nachträgliche Unterstützung konnte der Dreiviertelwalm ohne wesentliche bauliche Veränderung erhalten bleiben.

Aus der Lage des Hofes in der Ebene läßt sich die breite, befahrbare Tenne erklären. Aber auch der Futtergang ist breiter befahrbar und reicht wie Tenne und Küche über zwei Geschosse. Diese nach heutigen betriebswirtschaftlichen Gesichtspunkten optimale Lösung hat man aber bei einem weiteren Umbau wieder aufgegeben. Im Obergeschoß führt der äußere Umgang an der Hauptseite des Hofes erstmals bis zur Ecksäule der Stube. Die beiden Einfahrten zur Tenne und zum Futtergang verlangten aber eine Unterbrechung des Umgangs, so daß die beiden von außen erschlossenen Knechtskammern nur durch eine Leiter zu erreichen waren. Vom oberen Hausgang an der Rückseite des Hofes gelangt man über eine zweite Außengalerie am Leibgedingteil vorbei bis zur Außentür der Rauchkammer.

Das Hausgerüst mit den stehenden Bindern über dem Stall und den liegenden Bindern über dem Wohnteil bringt im konstruktiven Aufbau keine nennenswerten Veränderungen. Auch Arnold Tschira, Karlsruhe, der erstmals 1932 auf diesen Hof in Zarten aufmerksam machte, weist ausdrücklich in seiner Untersuchung darauf hin, daß einige Unterschiede in der Erschließung gegenüber der bisher besprochenen Hausform „nur durch die Gegebenheiten des Bauplatzes bedingt sind“. Somit zählt dieser Hof mit dem dreiraumtiefen Wohngrundriß trotz aller unbestrittenen Detailunterschiede immer noch zu der zweiten Hausvariante des „Heidenhauses“.

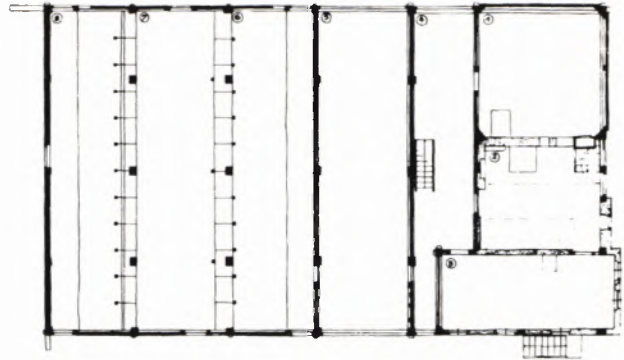
1616 entsteht im Zastler, unweit von Oberried, der Glaserhansenhof. Interessante Veränderungen im Wohngrundriß kündigen bei diesem Hof die dritte Variante des „Heidenhauses“ an. Die Küche, die bisher immer an der Walmseite lag, wandert zur Traufseite und ist stirnseitig vom Hausgang erschlossen. Der Hausgang bleibt wie beim Pfendlerhof in Zarten trotz Einschnürung als Verbindungselement über die gesamte Gebäudetiefe erhalten. Außerdem springt das Leibgeding erstmals um 2 m über die Gebäudeflucht vor und zeigt im Wandaufbau und in den Holzverbindungen eine einheitliche Planungs idee und keinen nachträglichen Anbau. Dennoch wirkt der zweigeschossige vorspringende Gebäudeteil anbauartig, da der obere Abschluß unter dem Vollwalm wie eine gestelzte Kiste vor die eigentliche Hausflucht springt und noch nicht in den Gesamtbaukörper integriert ist.

Waren schon viele der alten „Heidenhäuser“ im großen Bauernkrieg des Jahres 1525 durch eine Freiburger Exekutionsmannschaft vernichtet, so wird in den Wirren des 30-jährigen Krieges ab 1631 das Freiburger Hinterland im Wechsel von schwedischen, kaiserlichen und seit 1637 von französischen Truppen heimgesucht und in „Gottes erbärmlichen Übelstand“ zurückgelassen. Die noch erhalten gebliebenen Höfe standen oft wochenlang leer, da die Bevölkerung aus Furcht vor Requisitionsritten und Razzien in die abgelegenen Wälder flüchtete. Nach einem Bericht von 1632 „hat der Hof den Verlust aller Mobilien, sonderlich auch der Fenster, Öfen, Türen, Läden und Wägen usw., zu beklagen“. Dies verdeutlicht recht anschaulich den Zustand der Hofruinen.

Nach den Leidensjahren des 30-jährigen Krieges verbleibt nur wenig Zeit zur Instandsetzung und zum Wiederaufbau der abgebrannten Höfe. Bereits am 9. November 1677 wird die Stadt Freiburg von französischen Truppen erneut einge-



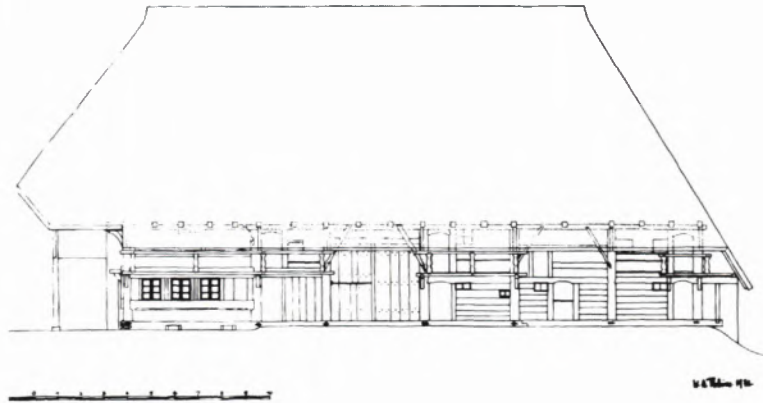
DER PFANDLERHOF ZU ZARTEN.  
ERDGESCHOSS.



6 PFENDLERHOF IN ZARTEN. Der Grundriß enthält bereits die minimale Erweiterung im Leibgedingbereich. 1 = Stube, 2 = Küche, 3 = Leibgeding, 4 = Hausflur, 5 = Tenne, 6 = Stall, 7 = Futtergang, 8 = Schmutzgang.



DER PFANDLERHOF ZU ZARTEN.  
ANSICHT VON NORDEN.

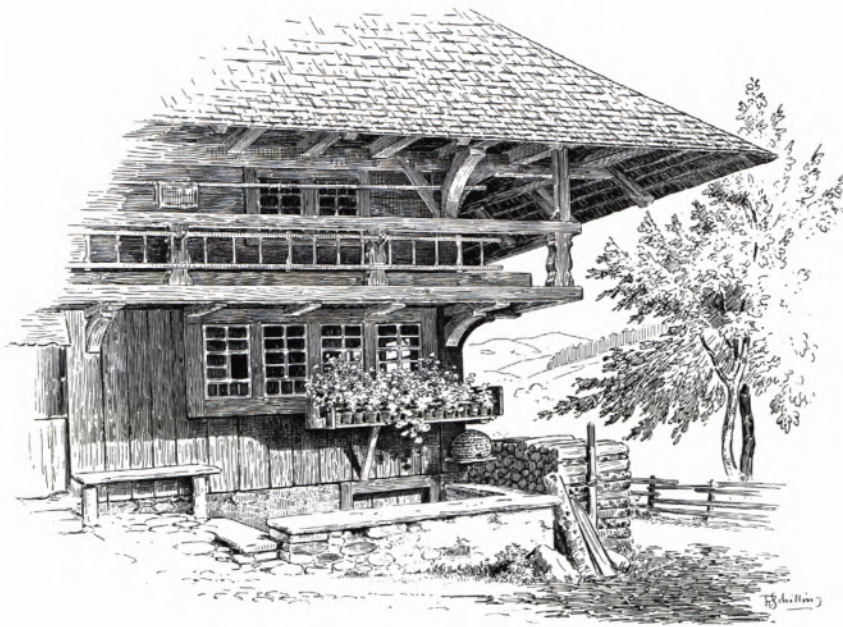


7 IN DER STRASSENANSICHT ist bereits das große Tor zum Futtergang durch eine Bohlenkonstruktion ersetzt.



8 GLASERHANSENHOF IM ZASTLER. Er wurde 1616 erbaut.





9 DER FUSSENHOF mit dem ursprünglichen Kellerabgang und dem früheren kleinschuppigen Holzschindeldach.

nommen. Einquartierung, Plünderung und Einäscherung der Höfe stehen wieder auf der Tagesordnung. Zusätzliche Schanzarbeiten, Vorspann- und Fuhrdienste brachten der Bauernschaft eine schwere Belastung, so daß nur wenig Zeit für dringende Arbeiten am eigenen Hof übrigblieb. Mit dem Abzug der französischen Truppen aus Freiburg 1697 sind die Schreckensjahre noch nicht zu Ende. 1704 ziehen die Truppen des Marschalls Tallard beim Umgehungsmarsch um die Stadt Freiburg von Merzhausen über Günterstal nach Kappel und brennen dort alle Höfe nieder.

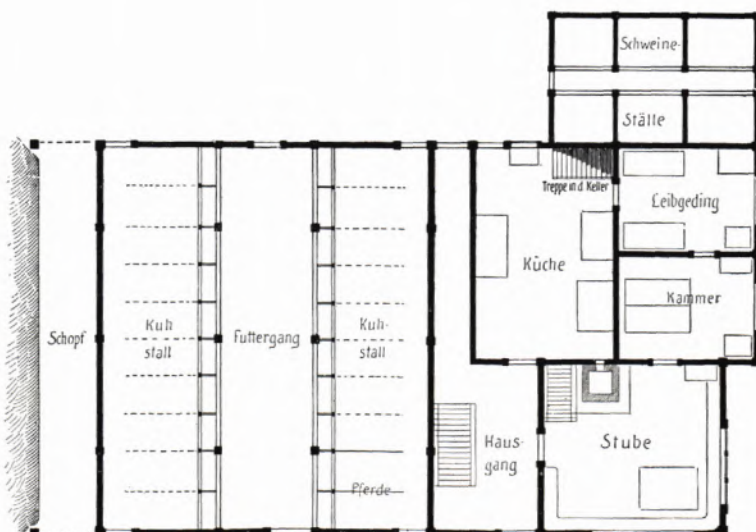
Damit sind im Dreisamthal die baugeschichtlichen Quellen und Informationen über Grundrißgestaltung und Konstruktionsaufbau des Wand- und Dachgefüges bis auf ein Minimum reduziert (Wagensteig, Hausmeierhof 1630, Buchenbach, Schupphof 1651, Ibental, Gallihof 1692, Buchenbach, Jockelehof 1693 und Zastler, Stephanshäusle 1696).

Nach den erheblichen Substanzverlusten setzt zu Beginn des 18. Jahrhunderts wieder eine große Neubauphase ein. Die Stellung der zum Teil wesentlich größeren Eindachhäuser im Gelände ist völlig unterschiedlich. Neben den Höfen auf ebenem Baugrund finden wir im gleichen Verhältnis sowohl

die zum Hang parallele als auch die senkrechte Stellung zu den Höhenlinien. Der Stall an der Wetterseite mit dem heruntergezogenen Vollwalm und die Lage der Stube zum Haupteintrittsweg waren wichtige Gesichtspunkte, die es beim Neubau dieser Höfe zu berücksichtigen galt. Unter den gegebenen Prämissen konnte eine optimale Besonnung des Wohnbereichs nur noch in Ausnahmefällen ermöglicht werden.

Da die Höfe auf fast ebenem Baugelände errichtet wurden, war nur ein geringer Unterbau nötig. Er umschließt unter dem Wohnteil einen Keller. Das sichtbare Mauerwerk des Unterbaues trägt auf dem Putz eine helle Kalkschlemme und an der Ecke eine rote Quaderimitation. Dieser reizvolle Kontrast zwischen hellem Sockelgeschoß und den rotbraun bis schwarz von Wetter und Rauch gefärbten Bohlen und Säulen und dem silbergrauen Stroh- oder Schindeldach ist weithin sichtbar.

Durch die zweiflügelige Haustür gelangt man in den Flur und von da in den seitlich angrenzenden, dreiraumtiefen Wohnteil. Geht man aber durch den Flur weiter, so stößt man auf die Küche, die nunmehr wie beim Glaserhansenhof



10 CHARAKTERISTISCHER GRUNDRISS eines Dreisamthalhofes.





11 ALTE KAMINLOSE  
KÜCHE mit Rauchfang.

immer in der Mitte des Wohnhauses und nicht mehr an der Walmseite liegt. Zwischen Küche und der Stall- oder Tennenraum trennenden Wand zieht sich ein schmaler Gang durch das Gebäude bis zur anderen Längsseite des Hofes. Von außen zeigt sich bei diesen Höfen in der Vielzahl der Türen die Durchlässigkeit in der Querrichtung.

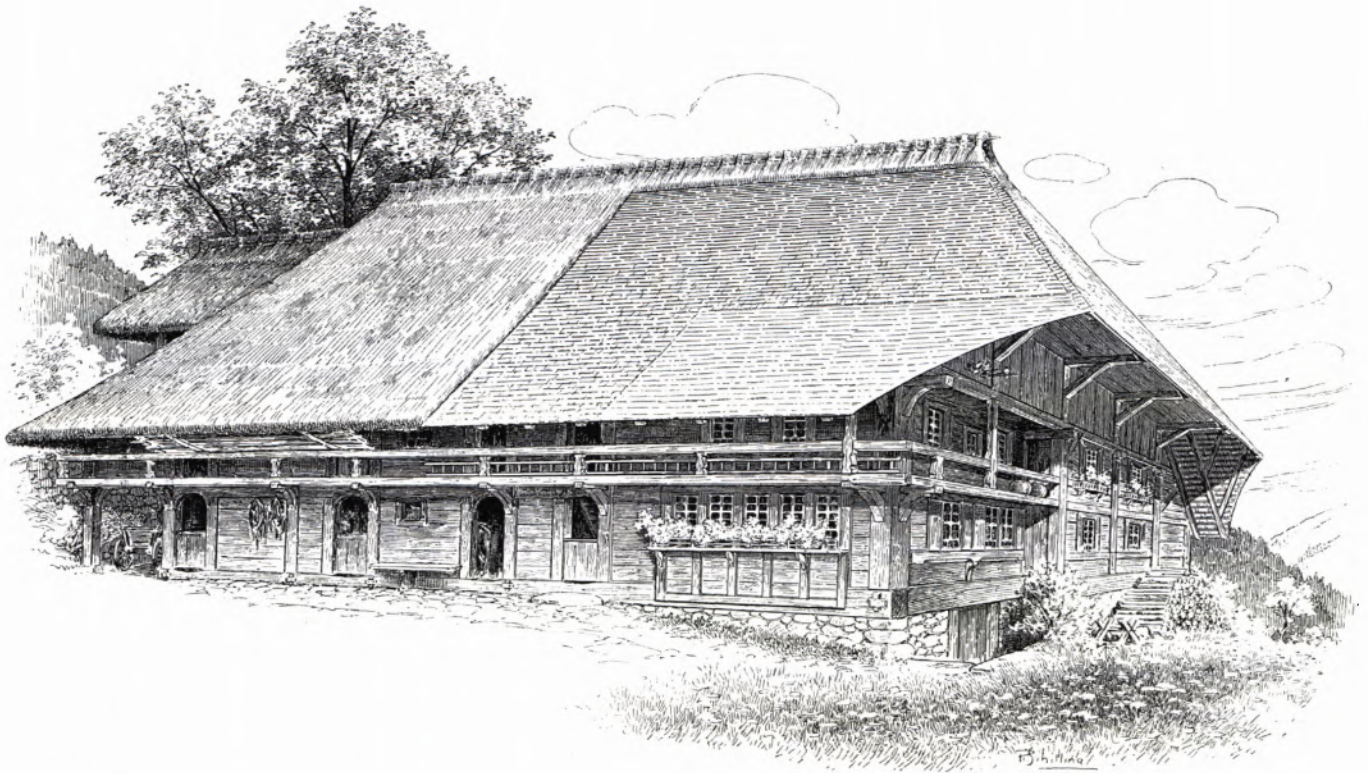
Die rauchgeschwärzte, kaum belichtete Küche hat große Ähnlichkeit mit einer Schmiede. Beißender Rauch steigt von den beiden Herdstellen auf, kühlt am Rauchfang ab und strebt an den aufgehängten Speckseiten und Würsten, die von der offenen Rauchkammer herunterhängen, vorbei durch ein offenes Rauchgelaß ins Freie. Die Rauchöffnungen an Decke und Außenwand bewirken eine zugige Küche, die im Winter trotz Feuerstellen ungemütlich kalt ist. Die Trennwand zur Leibgedingstube, zur Kammer und zur Wohnstube war die einzige massive Wand im Hof, an die sich der Hauptherd der Küche und der Leibgedingherd anlehnen. Vom Hauptherd kann durch gesonderte Züge, die in der Rückwand eingelassen sind, die Kachelwand der Kammer erwärmt werden. Leibgeding und Wohnstube besitzen eigene Kachelöfen, die wiederum nur von der

Küche aus beheizbar sind. Der große Kachelofen in der Wohnstube ragt als mächtiger Vorbau in den fast quadratischen Raum und gibt am Abend über einen Schieber in der Decke die Wärme in die Schlafstube des Bauern ab. Die Stube wird durch zwei unterschiedlich breite Fensterbänder mit aneinandergekoppelten Fenstern erhellt. Die Einzel Fenster weisen fast überall ein Normmaß von 72×92 cm auf und waren ursprünglich mit Butzenscheiben, mit kleinen Rechteckscheiben mit Bleisprossen oder mit kleinen, unverkittet in den Holzsprossen sitzenden Scheiben gefüllt. Allen Fenstern gemeinsam ist der Schieber, der, im unteren Drittel angebracht, dem Fenstererker eine zusätzliche, neben der vertikalen eine horizontale Gliederung verleiht. Diese reizvolle malerische Gliederung finden wir auch an der zum Walm hin orientierten Leibgedingstube. Vielleicht hatte auch noch die dazwischengeschaltete Kammer solche Fenster. In den Schlafkammern des Obergeschosses einschließlich der Knechtskammern über dem Stall fanden wir bei Freilegungs- und Restaurierungsmaßnahmen keine Originalfenster. Im Gegenteil, die kleinen Öffnungen der Schlafkammern waren nur durch Holzschieber von der Innenseite zu schließen. Die frischluftregulierenden Schieber konnten



12 AUFNAHME UM 1900. Sie belegt noch die mit Butzenscheiben gefüllten Fenster und den späteren Ersatz.





13 DIE NACHTRÄGLICHE ZURÜCKNAHME DES VOLLWALMS erfolgte bei diesem Hof zugunsten einer besseren Belichtung der Schlafräume und zur Verbesserung der statischen Probleme im Auskragungsbereich des Walms. Dabei veränderten sich die Proportionen an der Schauseite zum Tal ganz erheblich. Bemerkenswert und in der Zeichnung noch ablesbar sind die Konstruktionshölzer für die Schiebeläden an der Traufseite der Stube.

klein gehalten werden, da die verhältnismäßig undichten, nur mit Moos ausgestopften Holzfügen ohnehin wind- und wärmedurchlässig waren. Um die Fensteröffnungen an Stube und Leibgeding zusätzlich vor kalten Winden und Schneetreiben schützen zu können, hat man Außenläden angebracht. Im Dreisamtal fand der Zugladen weite Verbreitung (am Kybadhof in Kappel und am Burkartshof im Zastler waren Zugläden noch nach dem Zweiten Weltkrieg in Betrieb). An einem Strick wird der Laden von unten nach oben gezogen. Ein vorgeklappter Riegel oder eine Holzfeder halten den Laden im aufgezogenen Zustand. Von außen sind die Zugläden am Ladengestell zu erkennen. Sehr häufig umrahmen an der Seite ornamentierte Bretter das Ladengestell, das nach oben hin durch ein weiteres ornamentiertes Sturzholz abgeschlossen wird.

Die Plastizität der Außenwand entsteht durch den konstruktiven Wandaufbau. In die Eck- und Wandsäulen sind Büge mit reichkonturierten Blattenden eingelassen, die zur Aussteifung des Gebäudes beitragen. Um die Stärke der Büge springt die Bohlenwand um 6 bis 8 cm hinter die Flucht der Säulen. Gesims- und Sturzbalken stehen dagegen 8 cm vor der Säulenflucht, so daß die aneinandergekuppelten Fenster, die in die Nuten der beiden Balken eingeschoben wurden, erkerartig vor die Hausflucht treten und so eine schon von weitem sichtbare Differenzierung in Stube und Kammerbereich ermöglichen. Über dem Gesimsbalken verlaufen die eingeschobenen Bohlen nicht mehr waagrecht, sondern senkrecht, was zu einer zusätzlichen Geschoßgliederung führt.

Ein weiteres plastisches Gebäudeelement finden wir in der Galerie, die durch Büge von unten gestützt und durch verlängerte Galeriepfosten an den Bund- und Deckenbalken aufgehängt ist. Im Gegensatz zu früheren Beispielen führt bei der dritten Variante des „Heidenhauses“ der Umgang von der hintersten Knechtskammer an der Schlafstube des

Bauern vorbei, knickt an der vorderen Gebäudeecke im rechten Winkel ab und stößt dann auf die Tür der Fruchtkammer des walmseitigen Vorbaus. Dieser wichtige Erschließungsgang im Obergeschoß integriert gleichzeitig den Vorbau in den Gesamtbaukörper.

Der Vor- und Rücksprung von der vorderen Walmseite, die verklammernde Funktion der umlaufenden Galerie und das unterschiedliche Schattenspiel auf den einzelnen Bauelementen prägen ganz entscheidend diese Hofvariante des „Heidenhauses“ im Dreisamtal und lassen sie anhand der genannten Merkmale von anderen leicht unterscheiden.

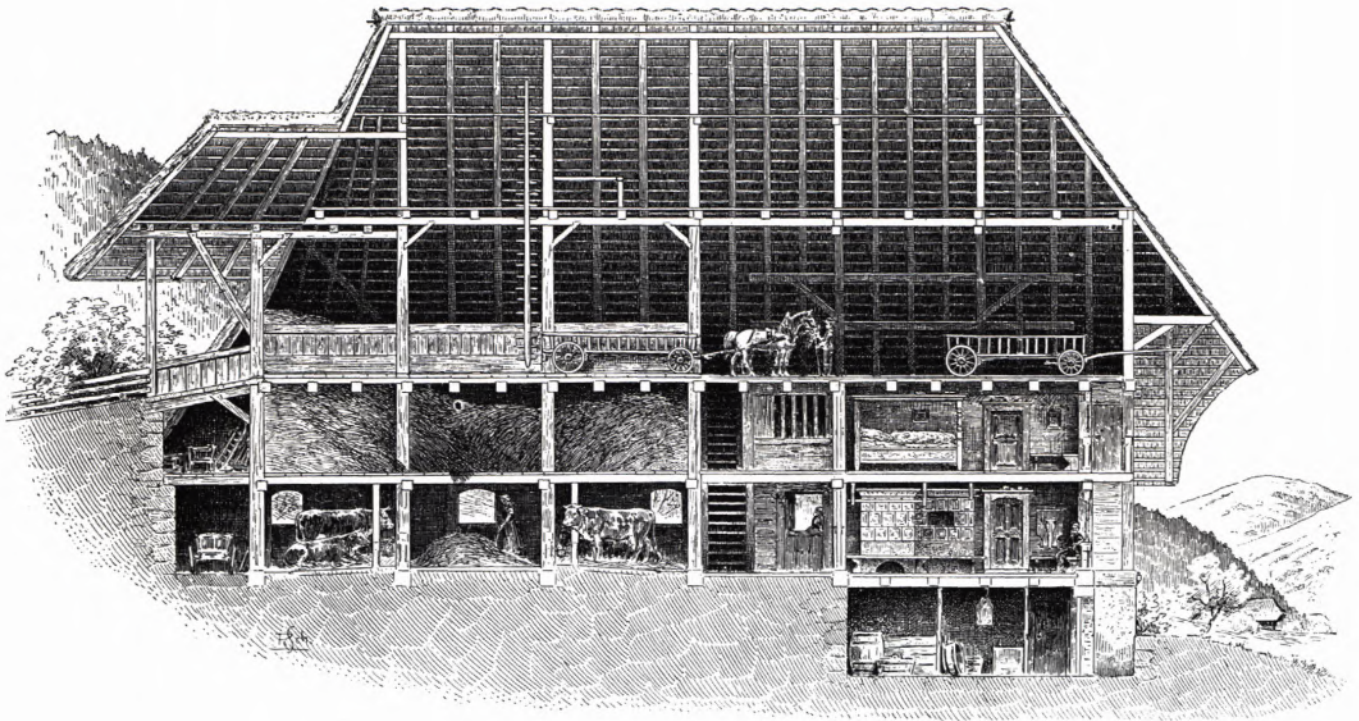
Seit dem Ende des 17. Jahrhunderts findet man in der Regel über dem Türsturz am Hofeingang Hausinschriften, die neben dem Hausspruch auch Auskunft geben über Bauherrschaft, Baudatum, Zimmer- und Spannmeister.

Interessant ist die Tatsache, daß auch jene Zimmerleute, die außerhalb des Dreisamtales ansässig waren, gleichfalls die charakteristische Hausform dieses Tales übernahmen und damit zu einer einheitlichen Baulandschaft beitrugen (z. B. Josef Egger, Egger oder Ekher aus Breitenau baut 1705 in Zarten den Färberhof, 1723 in Wagensteig den Rombachhof und 1728 in Wagensteig den Altenvogthof).

In der Vorbergzone nördlich von Freiburg wird dann die dritte Variante des „Heidenhauses“ von den gleichen Zimmerleuten auch über das eigentliche Entstehungsgebiet (z. B. Glottental, Flammenhof 1713) hinaus verbreitet.

Für einen neuen Hof benötigten die Zimmerleute etwa 1000 Festmeter Rundholz aus kräftigen, langen Fichten und Weißtannen. 1631 mußten die Bauern „für ewige Tage auf den auf ihren altenberechtigten Bauernhäusern ruhenden unentgeltlichen Bezug des halben Bau- und Sägeholzes“ verzichten und nun das gesamte Bauholz im eigenen Wald schlagen oder dazukaufen. Da man bei dem großen Bedarf an Bauholz in der Wiederaufbauphase des 18. Jahrhunderts





14 DER KONSTRUKTIVE AUFBAU DES HOFES ist im Längsschnitt ablesbar. Im Stallbereich übernehmen drei Firstsäulen die Hauptlast, über dem Wohnteil liegende Binder die Dachlast ab. Der konstruktive Aufbau läßt eine saubere, durchdachte und aus der Erfahrung vieler Jahrhunderte entwickelte Bauart erkennen.

Engpässe befürchtete, erließ man Verordnungen, um die Bauholzreserven für die Zukunft zu erhalten. In der Waldordnung des Prechtales von 1730 heißt es z. B.: „Es darf kein Bau- oder Sägeholz, Dillen oder Bretter aus dem Tal weggeführt oder verkauft werden, damit die Wälder geschont und nur der Bedarf der Einwohner geschlagen werden, bei Strafe von fünf Kronen.“ Am 10. August 1753 verlangt die Regierung, daß zur „Schonung und Erhaltung der Wälder und zur Abwendung der Feuersgefahr“ wenigstens der untere „Stock“ der neuen Häuser massiv ausgeführt wird. Auch sollen die Zäune durch Hecken ersetzt und die Straßen und Wege dürfen „nicht mehr mit Holz gebrückt und überlegt, sondern mit Steinen ausgeflickt und repariert werden“.

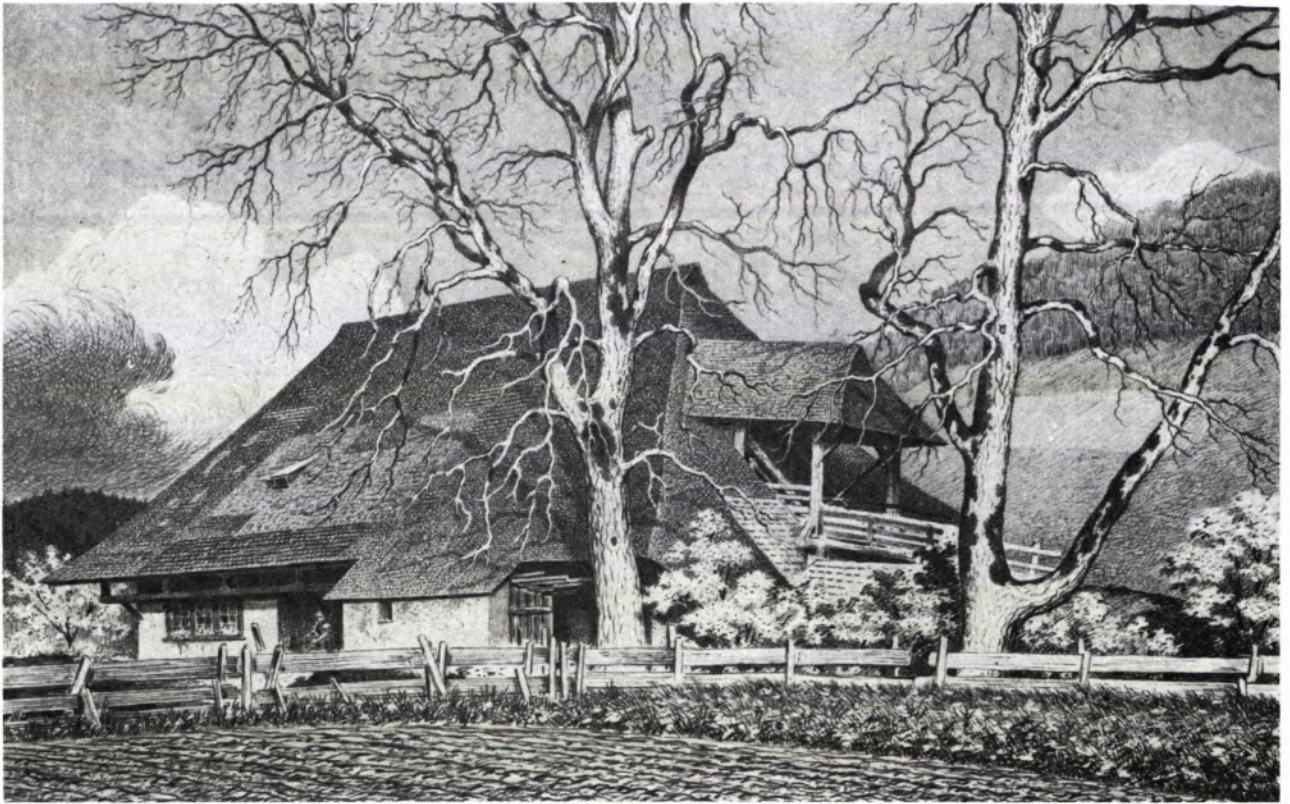
Der hohe Materialwert der Höfe führt auch des öfteren zum vollständigen Ab- und Wiederaufbau der Holzkonstruktionen. So verfügt der Abt von St. Peter, daß die Lehensgüter nur mit seiner Zustimmung verkauft und versetzt

werden dürfen. Die Gründe für eine Versetzung waren unterschiedlicher Art. Betriebswirtschaftliche Überlegungen führten 1750 zur Versetzung des Reinerhofes in Furtwangen. In Eschbach wird 1754 der Hugmichelhof von der unruhigen Durchgangsstraße hinauf zum Hochacker verlegt. „Erbaut haben es die Zimmerleute Jansen Anno 1754“, so ist es der Hausinschrift über dem Eingang zu entnehmen. Bei genauer Betrachtung des Hofgrundrisses stellen wir noch das Grundgefüge des alten „Heidenhauses“ aus dem 16. Jahrhundert fest. Aus den Veränderungen im Wohnbereich und an der Außengalerie lassen sich die Details der dritten Hausvariante des „Heidenhauses“ erkennen; d. h. die Zimmerleute haben das Gebäude in seiner Grundsubstanz versetzt und dabei gleichzeitig auch die zeitgemäßen Grundrißveränderungen und individuellen Wünsche des Bauherrn berücksichtigt. Auch im 19. Jahrhundert finden wir noch solche Beispiele. So wurde der Stollenhof in Freiburg-Kappel 1869 versteigert, 1872 völlig abgebaut

15 NEBEN DER „ING-RUNE“, die auf den Außenbohlen der Schlafkammer aufgemalt ist, finden wir sechsspeichrige Räder oder Sterne und daraus abgeleitet die Variationen, die, mit Kienruß und Ochsenblut gefaßt, als Glücksbringer und dekorative Ornamente der Volkskunst die Höfe zieren.







16 DER ERLLENHOF IN HIMMELREICH im verputzten Zustand. Die Zeichnung zeigt auch noch die charakteristische offene Hocheinfahrt. Erst später verlegte man das Tennentor in die vordere Flucht und schloß die Hocheinfahrt, um sie vor Wind, Regen und Schnee besser zu schützen.

und in Neuhäuser unverändert in Substanz und Grundriß wieder aufgebaut. Waren die Höfe einmal erstellt, so galt die Sorge der Obrigkeit nun ihrer Erhaltung, was sich insbesondere in den Polizei- und Feuerverordnungen des 18. und 19. Jahrhunderts widerspiegelt.

In der Polizeiverordnung vom 14. Januar 1769 wird bei Bauernhäusern im österreichischen Vorlande aus gesundheitlichen und feuerpolizeilichen Gründen der Einbau eines gemauerten Kamins innerhalb eines Jahres gefordert. Auch sollen die Strohdächer von nun an durch Ziegel ersetzt werden. Bei neuen Gebäuden duldet man keine Strohdächer mehr. Aber Wien ist weit weg und so hatte die landesfürstliche Behörde erhebliche Schwierigkeiten bei der Durchsetzung dieser Forderungen. (Noch heute sind einige Rauchküchen in Betrieb.)

In einer Feuerverordnung von Josef II. wird am 17. September 1782 erneut verlangt, daß die Gebäude mit Ziegeln, wenigstens mit Schindeln, niemals aber mit Stroh zu decken sind. Eine harte Auflage, wenn man bedenkt, daß fast alle Höfe des Dreisamtales mit Stroh gedeckt waren.

In den Feuerverordnungen erfahren wir gleichzeitig etwas über Brandgefahren und Brandursachen. In Scheunen und anderen mit feuerfangenden Sachen angefüllten Orten war das „Tobak“-Rauchen verboten. Strohschneiden, Flachsbrechen, Hecheln und Dreschen durften bei der Nachtzeit entweder gar nicht, auf gar keinen Fall aber bei freiem Lichte durchgeführt werden. Untersagt wurde auch der Gebrauch des freien Lichtes in den Stallungen.

Die genannten Ursachen führten zu den katastrophalen Hofbränden. Dabei spielte es letztlich keine Rolle, ob die Dachhaut des Holzhauses mit Stroh, Schindeln oder Ziegel eingedeckt war. Von den stattlichen Eindachhäusern blieb bei einer solchen Katastrophe nichts mehr übrig. Dennoch

wurden durch neue Verordnungen die Auflagen immer weiter verschärft.

So verschwanden im 18. und 19. Jahrhundert die Holzhäuser des Dreisamtales hinter einer Putzschicht und büßten damit ihr charakteristisches Erscheinungsbild in Material und Wandausformung ein. Eine innenministerielle Verordnung vom 7. Januar 1831, die ohne Kenntnis der sturmbedingten Schwierigkeiten praxisfern in Karlsruhe-Durlach entstand, verlangte sogar die Abschaffung des Schindeldaches zugunsten der Ziegeldeckung und erlaubte in Ausnahmefällen wieder das Strohdach. Es kann nicht verwundern, daß diese Verordnung 1855 wieder aufgehoben werden mußte.

Ab 1800 (Ebnet, Lindlehof) entstehen im Dreisamtal in unmittelbarer Nähe der Althöfe zweigeschossige massive Wohnhäuser. Sie entsprechen den Bauordnungen von 1787 und 1808 und überlassen dem Holzhaus nur noch die Stall- und Lagerfunktionen.

Damit endet im Dreisamtal zu Beginn des 19. Jahrhunderts der Bau neuer stattlicher Eindachhöfe in der ursprünglichen Grundfunktion und Weiterentwicklung Wohnhaus, Viehstall und Bergeraum.

Nur noch wenige Ökonomiegebäude werden von reiner Holzkonstruktion in Auftrag gegeben und von den erfahrenen Zimmerleuten ausgeführt. Eine seit Jahrhunderten bewährte Bautradition muß zugunsten einer modisch massiven und technisch meist mangelhaften Bauart aufgegeben werden.

Dipl.-Ing. Franz Meckes  
LDA · Bau- und Kunstdenkmalfpflege  
Colombistraße 4  
7800 Freiburg im Breisgau



Leo Schmidt/Peter Schmidt-Thomé:

## Ein Keller aus der Frühzeit der Stadt Freiburg



*Das enge Zusammenwirken von Bau- und Kunstdenkmalspflege, Archäologie des Mittelalters und Inventarisierung läßt sich am nachfolgenden Beispiel der Bestandsaufnahme eines mittelalterlichen Kellers in der Freiburger Altstadt besonders deutlich darstellen. Vielfach geben die über Jahrhunderte ständig veränderten Häuser deren tatsächliches Alter kaum mehr zu erkennen. Dagegen sind naturgemäß am ehesten in den Kellerbereichen ältere Baustrukturen, Grundrisse oder Parzellierungen noch abzulesen. Nur selten sind Häuser bis in die Grundmauern vollständig erneuert worden. Werden die optisch erfassbaren Argumente und die meist spärlichen schriftlichen Quellen mit den Aussagen der Archäologie und eventuell auch der Naturwissenschaft (Dendrochronologie) ergänzt, so ermöglicht dies eine wesentlich eingehendere Beurteilung des Denkmalwertes einzelner Bauten oder Stadtquartiere.*

Das „Haus zur alten Waag“ in der Herrenstraße 34 in Freiburg, also in der unmittelbaren Nachbarschaft des Münsters, wird im Jahr 1460 zum ersten Mal erwähnt. Wohngeschosse, Dach und Fassadengliederung wurden

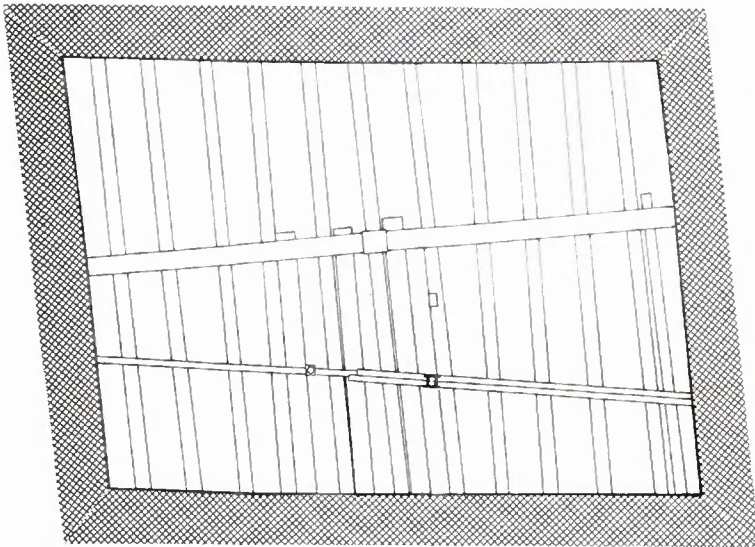
zuletzt im späten 19. Jahrhundert grundlegend verändert; aus derselben Zeit stammt auch die bemerkenswerte ornamentale Bemalung der Fassade, deren reich verzierte Inschrift auf eine früher hier tätige Steindruckerei hinweist.



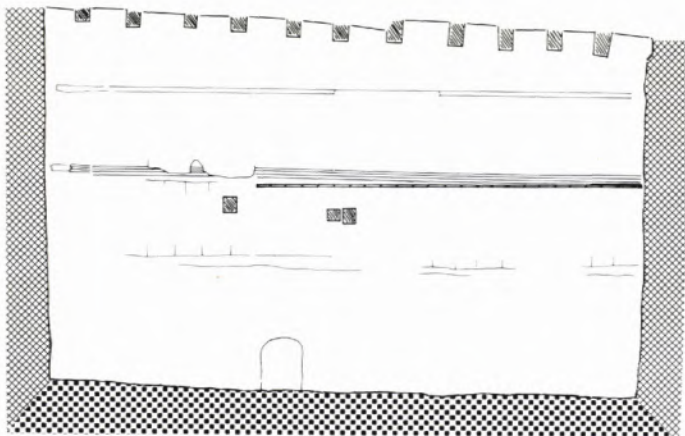
1 HAUS HERRENSTRASSE 34. Die Fassade trägt die Bemalung des 19. Jahrhunderts.

2 KELLERGESCHOSS. Übersichtsaufnahme mit Blick nach Nordosten.





3 DECKENPROJEKTION des Kellers.



4 AUFRISS DER SÜDWAND.

Der zweigeschossige Keller wurde bei den Baumaßnahmen des 19. Jahrhunderts durch zusätzliche Stützkonstruktionen gesichert, die wohl – außer wegen der schon damals angegriffenen Bausubstanz – aufgrund der zusätzlichen Gewichtsbelastung durch die Maschinen der Steindruckerei notwendig geworden waren. Die alte Wandstruktur und die zu dieser Zeit bestehenden Deckenkonstruktionen blieben dabei zu einem erheblichen Teil erhalten.

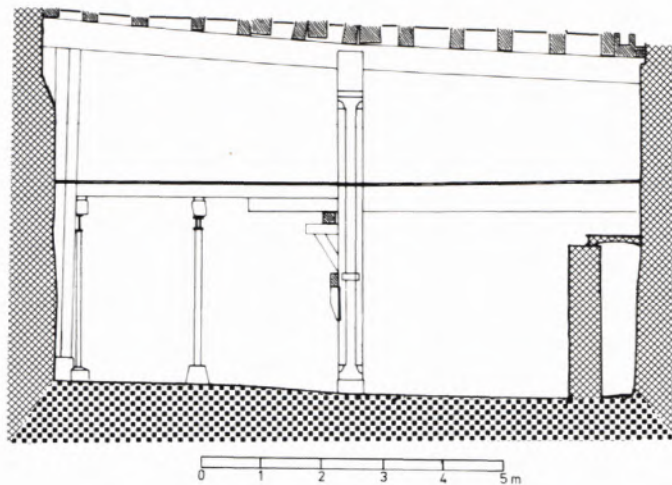
Die Pläne für eine bereits begonnene durchgreifende Modernisierung des ganzen Hauses sehen ein durch alle Geschosse laufendes Betontreppenhaus vor, das einen erheblichen Teil dieses Befundes zerstören bzw. verdecken wird. Dieses Bauvorhaben war der Anlaß zu einer Bauaufnahme des Kellers durch die Außenstelle Freiburg des Landesdenkmalamtes, die im Dezember 1980 vorgenommen wurde und deren Ergebnisse hier kurz dargestellt werden sollen.

Einige Indizien weisen darauf hin, daß die heutige Zweigeschossigkeit des Kellers, obwohl mittelalterlich, nicht ursprünglich ist. Im Bestreben, den auf dem Grundstück

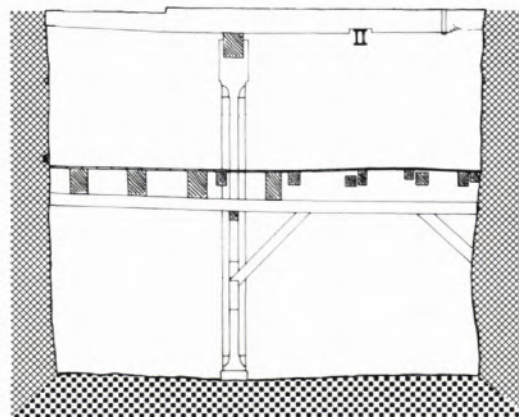
vorhandenen Platz maximal auszunutzen, wurde das Haus – wie viele andere in Freiburg – aufgestockt und nach hinten um die Hälfte verlängert. Die Anbauten lassen sich durch Baufugen klar nachweisen; die Verlängerung nach hinten läßt sich auch im Schnitt ablesen. Der Keller gibt somit die ursprünglichen Grundrißmaße des Hauses wieder, dessen ältester Teil er ist. Jedoch wurde der umbaute Raum – analog zu den zum Teil sicher mittelalterlichen Erweiterungen nach oben und nach hinten – auch nach unten vergrößert, und zwar indem innerhalb der Fundamentmauern tiefer gegraben wurde.

Dies läßt sich an der Wandstruktur ablesen. Ein Wandputz mit einer Quader imitierenden Fugenritzung läuft hinter der offenbar späteren Zwischendecke durch und endet mit seiner Unterkante etwa 1,40 m über dem derzeitigen Bodenniveau. Darunter ist die Mauer gröber gebaut und wölbt sich auch etwas vor; wir haben es in diesem Bereich wohl mit dem ursprünglich im Boden steckenden Fundament zu tun. Eine Nut für Fußbodenbretter, die in der Südwand erhalten ist, zeigt das Niveau des daraufhin ein-

5 LÄNGSSCHNITT. *Blick nach Süden.*



6 QUERSCHNITT. *Blick nach Westen.*



gezogenen Zwischenbodens; es liegt etwa 0,10 m über dem heutigen.

Im Hinterhof wurde von den Bauarbeitern eine etwa 1 m unter dem Straßenniveau liegende Pflasterung festgestellt. Der Zugang vom Keller erfolgt von hier durch einen tonnengewölbten Gang im später angebauten hinteren Hausdrittel. Die Steinbearbeitung der Türrahmung in der einstigen Hausrückwand, von der in der heutigen Kellertür die südliche Laibung erhalten ist, gibt einen Datierungsanhalt: sie entspricht den Bearbeitungsspuren an den spätromanischen Teilen des Freiburger Münsters (um 1200). Der erwähnte Fugenputz bindet mit diesen Steinen ein und ist also möglicherweise gleichzeitig.

Der Fugenputz, der an zwei erhaltenen Stellen an der Nordwand sogar eine Diamantquaderung nachahmt, stellt einen dekorativen Aufwand dar, der in einem Kellerraum überrascht. Man muß daher die Frage nach der ursprünglichen Nutzung stellen, selbst wenn man sie nicht schlüssig beantworten kann. Immerhin deutet der Putz darauf hin, daß sich in diesem von drei Schachtfenstern erhellten Raum Men-

schen aufhielten, vielleicht arbeiteten. Bohrungen in einer zeitlich zum Fugenputz gehörenden Mauerlatte in der Nordwand enthielten wohl Holzdübel zum Anbringen und Aufhängen von Gerätschaften. In einer geradezu auffällig exakt horizontalen Mauerlatte der gegenüberliegenden Längswand fehlen derartige Bohrungen.

Zur zweiten Bauphase gehört eine mächtige gotische Eichensäule in der Mitte des Raumes, die einen kaum schwächeren, ostwestlich verlaufenden Unterzug trägt. Dieser Unterzug, und mit ihm die quer zu ihm verlaufende Balkendecke darüber, fällt von Ost nach West um etwa 0,5 m ab. Alles deutet darauf hin, daß diese Neigung mit voller Absicht eingebaut worden ist. Sogar das Kapitell der Eichensäule ist an seinem oberen Abschluß entsprechend schräg geschnitten. Im Gegensatz zur Konstruktion dieser Balkendecke ist das offenbar mehrfach veränderte Tragerüst der Zwischendecke mit seinen zum Teil gewagt erscheinenden Verstreben schwer durchschaubar. Vier in der Westwand verankerte Balken, die in ihren Dimensionen dem erwähnten Unterzug entsprechen, sind der





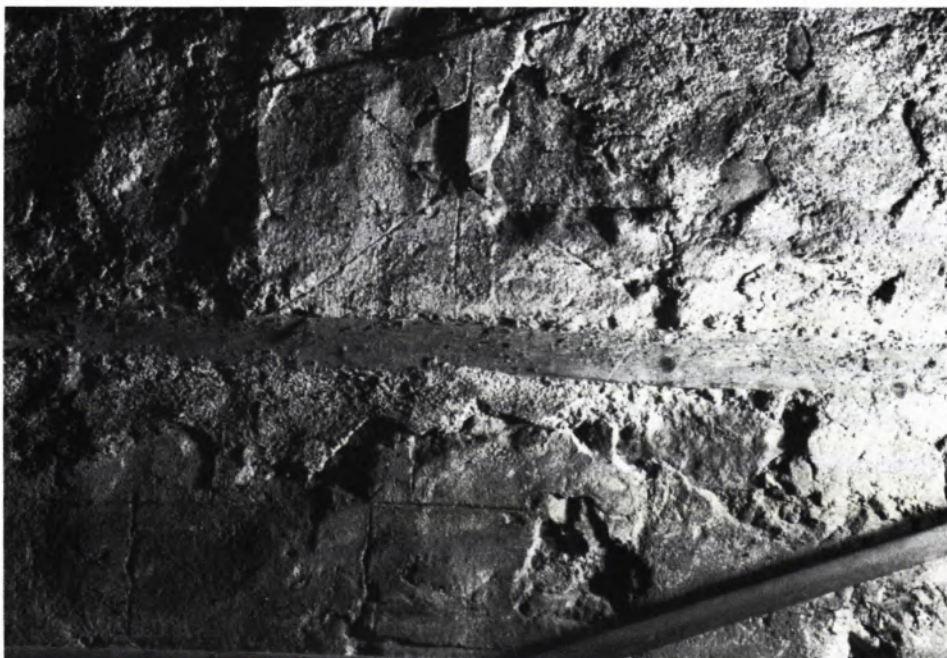
7 QUADERRITZUNG  
auf dem Verputz. In der Bild-  
mitte verläuft die in die Mauer  
eingelassene Nut zum Ein-  
schieben von Bodenbrettern.

älteste Teil dieser Zwischendecke. Sie endeten ursprünglich in der Ostmauer, wurden jedoch später abgesägt und liegen nun auf einem wesentlich schwächeren Querbalken auf. Mit dem Absägen dieser Balken entstand eine große Öffnung in der Südostecke des Zwischenbodens, deren Zweck unklar ist. Zu dieser noch mittelalterlichen Zwischendecke gehörten vermutlich drei weitere Balken, von deren Auflagern in den gestörten Ost- und Westmauern keine Spuren mehr zu sehen sind. Stützkonstruktionen vom Umbau des 19. Jahrhunderts tragen nun den nördlichen Teil der Zwischendecke.

Die an der Universität Stuttgart-Hohenheim in Auftrag gegebene dendrochronologische Auswertung eines Balkenabschnittes vom alten Zwischenboden lag bei Drucklegung noch nicht vor. Sie könnte ein festes Datum liefern für die Erstellung der Holzkonstruktion und damit für die Umgestaltung des Kellers zur zweigeschossigen Anlage mit der

Holzsäule als tragendem Element. So konnte beispielsweise der Keller des nicht weit entfernten Hauses Schusterstraße 36 auf diese Weise auf etwa 1200 datiert werden. In Verbindung mit Baumaßnahmen an anderen mittelalterlichen Häusern wurden und sollen auch weiterhin mit Hilfe ähnlicher Baudokumentationen, Holzdatierungen usw. Aussagen über die frühesten faßbaren Bauphasen der 1120 gegründeten Stadt Freiburg gewonnen werden.

*Leo Schmidt*  
*LDA · Referat Inventarisierung*  
*Dr. Peter Schmidt-Thomé*  
*LDA · Archäologie des Mittelalters*  
*Colombistraße 4*  
*7800 Freiburg im Breisgau*



8 DIE MAUERLATTE an  
der Nordwand des Kellers  
stammt aus der gleichen Zeit  
wie die Quaderritzung.





*K. Müller, d'après le croquis de C. M. Meunier*

*1846, de P. H. Müller*

1 KÖNIGSFELD VON WESTEN UM DIE MITTE DES 19. JAHRHUNDERTS. Links im Hintergrund der Kirchensaal, rechts die Häuser der Friedrichstraße.

## Jürgen Page: Königsfeld im Schwarzwald. Eine Gesamtanlage des frühen 19. Jahrhunderts

Am 17. August 1949 trat als erstes Denkmalschutzgesetz in Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg das Landesgesetz zum Schutze der Kulturdenkmäler (Badisches Denkmalschutzgesetz) vom 12. Juli 1949 in Kraft. Zum ersten Male in Deutschland schuf dieses Gesetz die Möglichkeit, neben einzelnen Kulturdenkmälern auch Straßen-, Platz- oder Ortsbilder, die in ihrer Gesamterscheinung als Kulturwerte anzusehen sind, in das Denkmalschutzbuch einzutragen. Diese Möglichkeit, baulichen Ensembles in ihrem Zusammenhang und in ihrem historisch gewachsenen Bild einen besonderen Schutz angedeihen zu lassen, und ihre historische künstlerische Bedeutung durch die Eintragung ins Denkmalschutzbuch besonders eindringlich vor Augen zu stellen, wurde im ehemaligen Land Baden und in dem mit ihm nahezu deckungsgleichen späteren Regierungsbezirk Freiburg schon früh genutzt. In das Denkmalschutzbuch eingetragen wurden: 1954 die Altstadt von Meersburg und der Stiftsbezirk St. Margarethen in Waldkirch; 1955 der Burghof in der Stadt Lörrach (Eintragung geändert 1970); 1956 die Altstadt von Gengenbach; 1958 die Altstadt von Laufenburg; 1959 die Oberstadt von Breisach und die Altstadt von Kenzingen; 1961 die Ortsteile Rötteln, Obertüllingen und Untertüllingen von Lörrach; 1963 die Altstädte von Sulzburg und Ettenheim; 1964 die Altstadt von Endingen; 1965 der Ortskern von Bermatingen und die Altstadt von Staufen; 1968 das Fachwerkensemble auf dem Bühl in Kork; 1969 der Schloßberg in Freiburg; 1971 die Altstädte von Säckingen und Schiltach. Die Eintragung erfolgte in jedem Fall mit der Zustimmung des jeweiligen Gemeinderates; oft beantragte ein solches Gremium selbst die Eintragung.

Nach der Gebietsreform kamen die eingetragenen Ortsbilder von Meersburg und Bermatingen zum Regierungsbezirk Tübingen. Nach der Ablösung des Badischen Denkmalschutzgesetzes durch das Baden-Württembergische Denkmalschutzgesetz vom 25. Mai 1971 besteht die Möglichkeit, Gesamtanlagen, an deren Erhaltung aus wissenschaftlichen, künstlerischen oder heimatgeschichtlichen Gründen ein besonderes öffentliches Interesse besteht, durch Rechtsverordnung unter Denkmalschutz zu stellen. Dies geschah im Jahre 1972 für die Altstadt von Burkheim; 1975 für Istein und Zell a. H.; 1976 für Waldshut-Tiengen; 1977 für Schopfheim; 1978 für Haslach i. K. und Sasbachwalden; 1979 für Aach, Mühlheim an der Donau und Kandern; 1980 für Kehl-Bodersweier, Engen und Königsfeld.

Über Königsfeld berichtet der folgende Aufsatz. Während es sich bei allen vorher geschützten Gesamtanlagen um gewachsene Ortskerne mit Bauten aus verschiedenen Zeiten handelt, wird mit Königsfeld zum ersten Mal eine regelmäßige, nach einheitlichem Plan in relativ kurzer Bauzeit entstandene Gemeindeanlage geschützt.

Die große Anzahl der geschützten Gesamtanlagen im Regierungsbezirk Freiburg ist sicher auf die Tatsache zurückzuführen, daß hier schon seit 1949 die gesetzliche Möglichkeit für einen solchen Schutz besteht. Gewiß spielt dabei aber auch eine Rolle, daß Bürger und Bürgerversammlungen in den geschützten Gesamtanlagen während der letzten Jahrzehnte die Überzeugung gewinnen konnten, daß solche Städte mit dem öffentlich bekundeten Willen, eine historische Gesamtanlage zu bewahren, gute Erfahrungen gemacht haben und Befürchtungen, der Schutz der Gesamtanlage werde die Entwicklung der Stadt behindern, nicht zutreffen. Als 33. und 34. Gesamtanlage sollen die Ortsteile Altwil und Ötlingen der Gemeinde Weil am Rhein eingetragen werden; das Verfahren läuft. Der Gemeinderat von Konstanz hat den Schutz der Altstadt als Gesamtanlage beschlossen.



„Wo der Herr nicht das Haus baut,  
so arbeiten umsonst, die daran bauen.  
Wo der Herr nicht die Stadt behüet,  
so wacht der Wächter umsonst.“

Unter diesem Leitspruch (Psalm 127, Vers 1) fällt man am 31. 12. 1806 den ersten Baum, der beim Bau von Königsfeld Verwendung finden sollte, nachzulesen auf einem manns-hohen Obelisk, der bis heute diese denkwürdige Stelle an einer der heranführenden Landstraßen kennzeichnet.

Die Vorgeschichte, die zu diesem Ereignis führte, ist relativ kurz; beteiligt daran waren Mitglieder der „Herrnhuter Brüdergemeine“, ein Vogt aus der Nachbarschaft sowie König Friedrich I. von Württemberg.

Die Herrnhuter Brüdergemeine hat ihren Ausgangspunkt zu Anfang des 18. Jahrhunderts auf den Ländereien des Reichsgrafen Nikolaus von Zinzendorf, die in der sächsischen Oberlausitz liegen. Pietistischer Geist prägt diese evangelische Glaubensgemeinschaft, die ihre Hauptaufgabe in der Missionsarbeit wie auch in der Erziehung der Kinder sieht.

Auf der Suche nach einem geeigneten Platz für eine Siedlung in Württemberg, dessen König Friedrich dem Pietismus aufgeschlossen gegenüberstand, und wo sich viele Gleichgesinnte finden ließen, stieß man in der Nähe von St. Georgen im Schwarzwald auf geeignetes Gelände und einen alten Bauernhof daneben. Dieser Hörnlis Hof, wie er hieß, war schon recht betagt und wohl auch reichlich heruntergekommen, so daß sein Erwerb dem Vogt des benachbarten Weilers Mönchweiler als Mittelsmann keine besonders großen Schwierigkeiten brachte. Ende 1804 war der

Hörnlis Hof gekauft. Von hier aus, unmittelbar neben dem Gelände, das man erschließen wollte, wurde die eigentliche Besiedlung vorangetrieben.

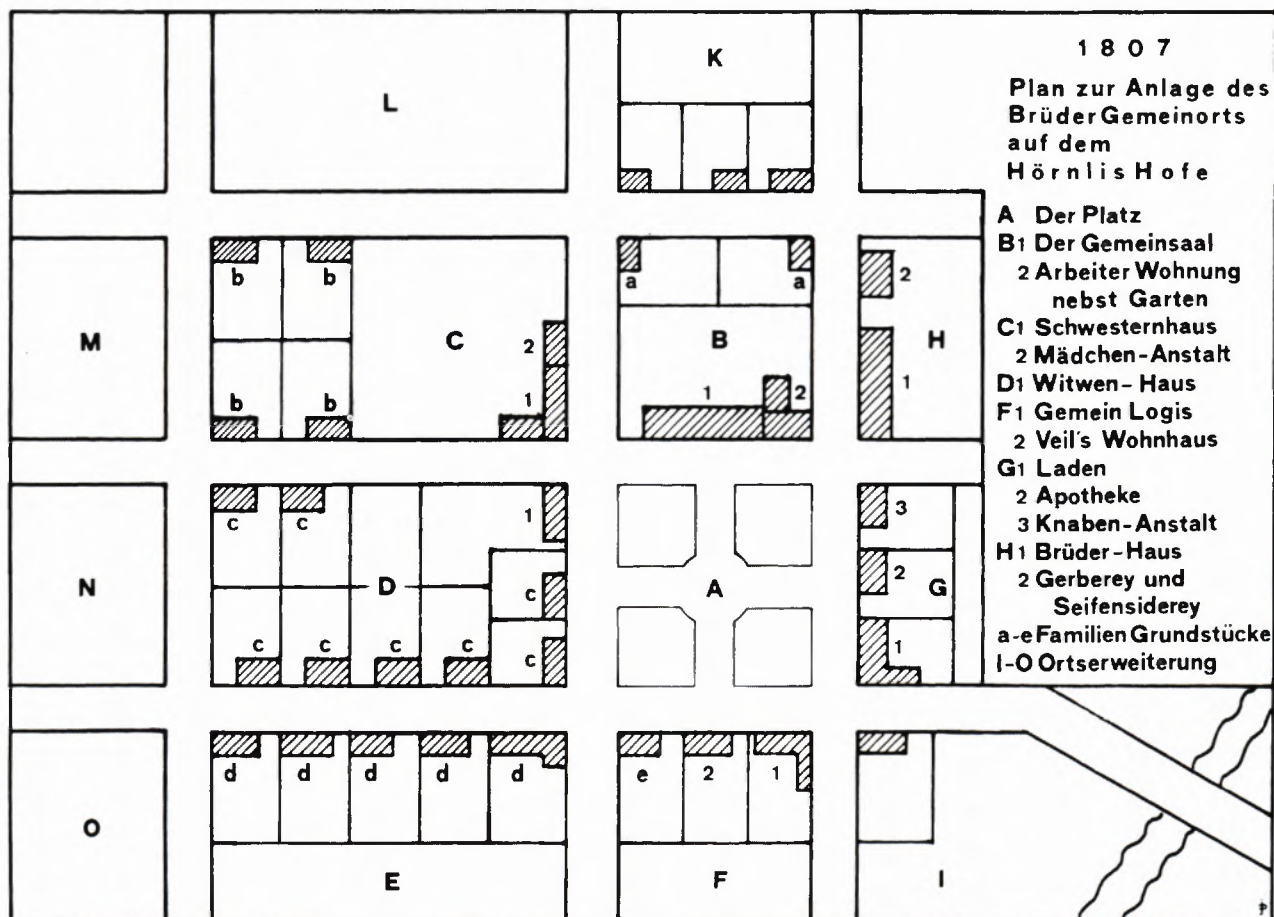
Nach mehreren Verzögerungen unterzeichnete der König am 12. August 1806 die Gründungsurkunde; die „Königlich-Württembergische General-Rescripte und Verordnungen“ vom 1. September 1806 beleuchten die besondere Huld, die der König dieser jungen Brüdergemeine entgegenbrachte; er sicherte ihren Mitgliedern völlige Gewissensfreiheit zu und erließ ihnen den Gebrauch der offiziellen Eidesformel; sie brauchten, wenn erforderlich, nur eine eidesstattliche Versicherung abzugeben. Neben anderen Vergünstigungen befreite er sie 1809 auch vom direkten Militärdienst; mit dem Geldwert von 40 Scheffel Dinkel pro Rekrut konnten sie die in jedem Jahr von ihnen zu stellende Zahl von Wehrpflichtigen auslösen.

Noch im gleichen Jahr, in dem die Gründungsurkunde unterzeichnet wurde, begann man, wenn auch nur symbolisch, mit den Arbeiten an der neuen Siedlung; man fällt den ersten Baum; mehr ließ der Winter hier am Ostrand des Hochschwarzwaldes nicht zu.

Die eigentlichen Arbeiten fingen dann am 21. April 1807 mit der Vermessung des Areals an. Auf diesen Grundlagen entwarf Johann Gottfried Schulz, Mitglied der Brüdergemeine Niesky in der Oberlausitz, ebendort den Gesamtplan und schuf viele Detailvorschläge zur Bauausführung.

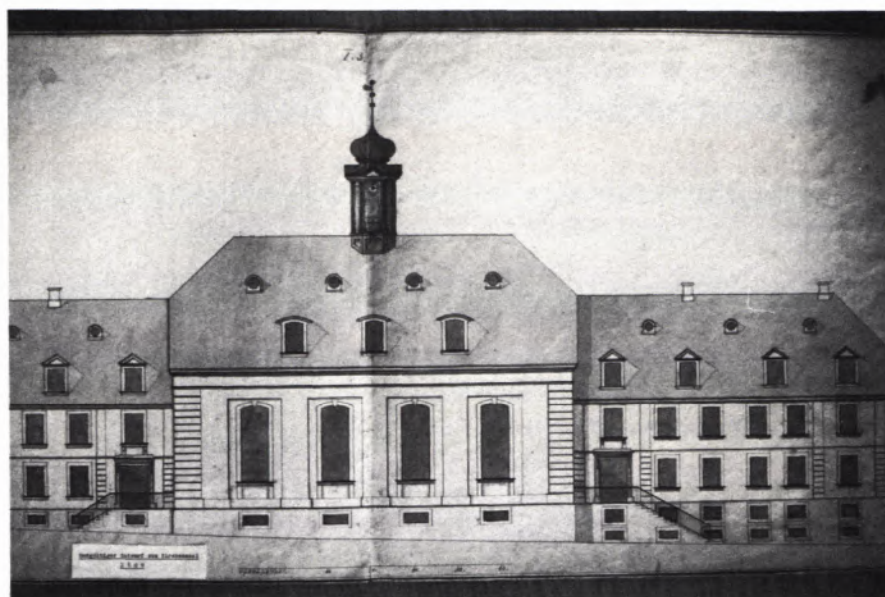
Dieser Gesamtplan (Abb. 2) zeigt deutlich die Konzeption, die diese neue Siedlung wie auch fast alle der anderen Herrnhuter Brüdergemeinen prägt: Um einen zentralen Platz „A“ innerhalb eines kreuzförmigen Straßenrasters

2 PLANSCHHEMA VON 1807 FÜR DIE ANLAGE KÖNIGSFELDS.





3 ENTWURF ZUM KIRCHEN-  
SAAL aus dem Jahr 1809.



4 ZINZENDORFPLATZ mit dem  
Kirchensaal um 1920.



5 DAS INNERE des Kirchensaales  
1980; Blick nach Osten.







6 DAS SCHWESTERNHAUS 1980.



7 EHEM. „HANDLUNG“ der Brüdergemeine 1980.

ordnen sich alle Gebäude, die eine öffentliche oder soziale Funktion besitzen; so bezeichnet „B“ den wichtigsten Bau, den Kirchensaal; ihm gegenüber an der anderen Platzseite findet sich bei „F 1“ das „Gemeinlogis“, der Gasthof des Ortes, die Unterkunft für alle durchreisenden Gäste. Eine Schule für Mädchen „C 1“ wie auch eine für Jungen „G 3“ wurden eingeplant, ebenso eine Apotheke „G 2“ und ein Laden „G 1“.

Mit einigen wenigen Abweichungen wurde dieser Plan dann in Architektur umgesetzt, nacheinander entstanden die Gebäude rings um den Platz, der Zinzendorf-Platz benannt wurde: Schon am 9. Juli 1807 war feierliche Grundsteinlegung zum „Gemeinlogis“; gleichzeitig legte man den Platz selbst an als quadratische Grünfläche, kreuzförmig durchzogen von zwei Wegen; an deren Schnittpunkt in der Mitte errichtete man einen hölzernen Brunnen, der 1817 durch einen eisernen ersetzt wurde; letzteren entfernte man später.

Am 14. Oktober 1809 druckte das „Königlich-Württembergische Staats- und Regierungs-Blatt“ ein Dekret des

Königs vom 7. Oktober ab, in dem dieser verordnete, daß „der von der evang. Brüdergemeine auf dem Hörnle neu zu erbauende Ort den Namen Königsfeld erhalten soll“, womit die stetig wachsende Siedlung nun auch einen Namen hatte, einen Namen, den der König auf sich selbst und seine Huld münzte, dem die Brüder jedoch religiösen Sinn beimaßen; und königlich blieb der Ort nicht mehr lange, denn nach dem Pariser Vertrag vom 2. Oktober 1810 mußte auf Betreiben Napoleons der König von Württemberg Gebiete an den Großherzog von Baden abtreten, darunter auch Königsfeld, das fortan großherzoglich war.

Auf den Bau des Gasthofs folgte 1810 der Kirchensaal, der sich auf hohem Sockel erhebt und flankiert wird von zwei niedrigeren, zweigeschossigen Seitenflügeln, gehalten in eben den strengen Formen, die auch alle anderen Bauten rings um den Platz bestimmen. Allein schon seine Größe wie auch die reichere Gliederung seiner Wandflächen weisen auf die dominante Rolle dieses Gebäudes innerhalb der Gemeinde hin, und ein Dachreiter in der Mittelachse, nicht gerade winzig, schon ein kleiner Turm, mit Uhr, flacher geschwungener Haube und kleiner Zwiebel, betont noch



8 KATASTERPLAN von Königsfeld aus dem Jahr 1814.



9 SÜDSEITE DER FRIEDRICH-STRASSE vom westlichen Ende her gesehen, um 1910.



weiter dieses Gebäude, das eher an ein Schloß als an eine Kirche erinnert (Abb. 3 u. 4).

Durch die beiden Seitenflügel, in denen das Pfarrhaus und das Vorsteheramt der Gemeinde untergebracht sind, betritt man das Innere des großen Kirchensaales, das durch riesige, genau nach Norden und Süden gerichtete Fenster von Licht überflutet ist. Rein weiß gibt sich die Ausstattung, die Bänke, die Wandtäfelung, die beiden hölzernen Emporen an den Schmalseiten des Raumes; die eine weist zwei Logen in ihren Ecken auf, wohl eine Reminiszenz an das Herrnhuter Vorbild, an Stifterlogen oder Logen vom Kirchenherm, hier jedoch nie als solche verwendet, die andere mit einer großen Orgel in der Mitte, deren Prospekt sparsam vergoldet ist; dazu der rohe, geschuerte Dielenboden, das niedrige Podest mitten an der nördlichen Längswand, darauf der mit grünem Tuch überzogene einfache „Liturgistisch“, dahinter ein Stuhl: Dinge ohne jeden Aufwand, die dem Raum eine vornehm-feierliche, ja ungewöhnliche Note verleihen; ungewöhnlich auch in der Anordnung der Bänke, die quer zur Längsachse aufgestellt sind (Abb. 5).

Ebenfalls an die Gepflogenheiten des Schloßbaus, an den schon der Kirchenbau selbst erinnerte, läßt der dahinter liegende Garten denken, ein quadratisches Areal, umschlossen von einer Mauer ringsum, in den äußeren Ecken zwei Gartenhäuschen.

Bereits 1808 hatte man mit dem Bau des Schwesternhauses begonnen, seine Fertigstellung dauerte jedoch bis 1862. Zu diesem Zeitpunkt hatte man das zweite der beiden zweigeschossigen Gebäude gleicher Größe, die durch einen kurzen, zurückspringenden und niedrigeren Zwischentrakt miteinander verbunden sind, vollendet (Abb. 6).

Dem Schwesternhaus folgten 1817 das Brüderhaus und das Haus des Apothekers. Sehr viel später, nämlich 1862, errichtete man das Witwenhaus, 1863 dann das Diasporahaus.

Letztes Gebäude, das am Zinzendorfplatz entstand, ist die Handlung, erst 1886 erbaut (Abb. 7).

Zeitlich parallel zu dieser Bebauung des Zinzendorfplatzes mit seinen „öffentlichen“ Gebäuden verlief die Erstellung der Handwerker- und Wohnhäuser, die sich in den rasterförmigen Grundriß der Gesamtplanung einfügen (s. Abb. 2).





10 EIN HAUS IN DER FRIEDRICHSTRASSE UM 1885.



11 HAUS FRIEDRICHSTRASSE 1,  
*Aufnahme um 1900.*





12 HAUS WALDESRUH, Hermann-Voland-Straße 9. Aufnahme 1980.

„Familiengrundstücke“). Alte Ansichten zeigen, wie sich die Siedlung allmählich ausbreitete, hauptsächlich jedoch entlang der Ostwest-Achse, der Friedrichstraße, die an der Südseite des Platzes entlangführt. Schon ein Katasterplan aus dem Jahre 1814 läßt diese Tendenz wie auch die damals bestehende westliche Gemeindegrenze erkennen (Abb. 8).

Sind es beim Zinzendorfplatz große Gebäude, deren Vielachsigkeit teils plastisch, teils nur farbig angelegte Lisenen unterteilen, Gebäude, die ein kräftiges Traufgesims aufweisen und deren riesige Dachflächen an den Giebelseiten auffällig kleine Krüppelwalme zeigen, so sind es hier in der Friedrichstraße kleinere Häuser, die sich, ein- oder zweigeschossig, nebeneinander an der Straße entlangreihen. Die letzten, nahe der westlichen Gemeindegrenze, entstanden in den 60er Jahren des letzten Jahrhunderts (Abb. 9 u. 10).

Damit kann man in etwa die städtebauliche Entwicklung der Gründungszeit Königsfelds als abgeschlossen ansehen, also kurz vor 1870. Die großen, zweigeschossigen Massivbauten des Platzes, die kleineren Häuser der Friedrichstraße und der Umgebung des Platzes, sie richten sich alle nach dem Planschema von 1807, sie vertreten Bautypen, die ihre Verwandtschaft mehr oder minder deutlich zeigen (Abb. 11) und somit das Ergebnis einer Gesamtplanung sind.

Als man 1886 die Handlung fertiggestellt hatte, errichtete man damit einen Bau, der den Anbruch einer neuen Zeit signalisierte. Königsfeld wandelte sich zu diesem Zeitpunkt von der Heimstatt pietistischer Siedler zu einem Ort der Erholung: der beginnende Tourismus im Hochschwarzwald hatte auch hier Einzug gehalten, neue Ideen griffen Raum. Und ein reiner Klinkerbau am Zinzendorfplatz (s. Abb. 7)

neben all den repräsentablen Putzbauten war ein Neubeginn: die Gründerzeit des Deutschen Reichs hatte die Gründungszeit der Brüdergemeinde abgelöst.

Jenseits der westlichen Gemeindegrenze entstanden nun allmählich Kurheime, Fremdenheime (Abb. 12) und all das, was für einen Höhenluftkurort von Bedeutung war, nicht zuletzt ein kleiner Kurpark und darin ein Musikpavillon.

Doch die Gründungssiedlung, das alte Königsfeld der Jahre 1807 bis 1870 blieb unangetastet, und das ist es auch – mit wenigen Ausnahmen – bis heute.

Schließlich kann auch der Friedhof der Brüdergemeinde beredtes Zeugnis von der Ortstradition ablegen; keine Ausnahme durchbricht die Regeln dieser „Herrnhuter Totensiedlung“, wie man sie nennen mag; flach auf die Erde gelegte rechteckige, schmucklose Grabplatten, die sich innerhalb eines Gevierts in einen kreuzförmigen Raster ordnen, wiederholen hier das gleiche System, dem die Häuser in der Siedlung folgen.

Am 15. April 1980 wurde etwa im Umfang des Katasterplans von 1814 (s. Abb. 8) das Ortszentrum von Königsfeld im Schwarzwald als Gesamtanlage durch das Regierungspräsidium Freiburg unter den Schutz des § 19 DSchG gestellt.

Jürgen Page  
LDA · Referat Inventarisat  
Colombistraße 4  
7800 Freiburg im Breisgau



# Ulrich Gräf: Steinreinigung und Steinkonservierung

## Denkmalpflegerische Standpunkte

1. Voraussetzung für die Vermeidung von Schäden an Natursteinen ist immer noch die Auswahl des richtigen Natursteinmaterials für den jeweiligen Verwendungszweck.
2. Naturstein ist ein Naturprodukt. Es gibt kein Wundermittel für die Reinigung und Konservierung des Baustoffes Naturstein.
3. Das beste Reinigungsmittel für den Naturstein ist und bleibt Wasser.
4. Konservierungsmittel sollen nur im Falle offensichtlicher Schäden verwendet werden. Ohne vorbereitende Untersuchungen mit Anleitung und Kontrolle des Ergebnisses einschließlich eines Berichts bleibt jede Steinkonservierung in ihrer Wirksamkeit dem Zufall überlassen.
  - a) Eine Verfestigung von angewitterten Steinen wird nur im Bereich der angewitterten Schichten vorgenommen.
  - b) Die Hydrophobierung ist eine in vielen Fällen entbehrliche Technik. Ihre Anwendung ist gewissenhaft abzuwägen. Sie ist an der Fassade immer der letzte Arbeitsschritt.
5. Die notwendigen Zeitabschnitte der verschiedensten Bearbeitungsstufen und die Reaktionszeiten der zur Steinreinigung und Steinkonservierung eingesetzten Materialien müssen rechtzeitig in den gesamten Bauablauf eingeplant werden.

### Zu 1.

Unter den gebräuchlichen Baustoffen hat ein richtig ausgewählter Naturstein auch heute noch mit die längste Lebensdauer. Bei der Auswahl sind Kompromisse zu schließen zwischen der Bearbeitbarkeit des Steinmaterials und der besten Eignung für die jeweilige Aufgabe.

Die Frage, warum man heute Kirchen nicht gleich mit dem dauerhaftesten Stein, dem Granit, erneuert, liegt dabei auf der Hand. Aber Granit – oder auch ähnliches Hartgestein – ist ein für Bildhauerarbeiten ungeeigneter Stein. Er ist allenfalls im Sockelbereich von Gebäuden sinnvoll eingesetzt. Es bleibt also noch die Frage, welcher Stein ist denn nun der richtige?

Hierzu müssen folgende Voraussetzungen und Notwendigkeiten beachtet werden:

- a) *Der regionale Aspekt.* Unsere Gebäude aus Naturstein sind zumeist landschaftsbezogen, da sie aus Steinmaterialien der nächsten Umgebung errichtet sind. Dies trägt mit zu einer charakteristischen Ausprägung der Kulturlandschaft bei.

Deshalb muß die Forderung erhoben werden, bei Erneuerungsarbeiten wieder – soweit überhaupt möglich – die gleichen oder gleichartige Steine von guter Qualität zu verwenden.

Kriterien für die Auswahl von neuem Steinmaterial bilden neben der regionalen Steinauswahl die Farbe, Körnigkeit und Bearbeitbarkeit. Hinzu kommt noch die Auswahl nach Formaten (z. B. bei Bruchsteinmauerwerk).

- b) *Die unterschiedliche Gefährdung der Steine.* Es ist klar, daß eine Kreuzblume gegenüber einem zurückgesetzten Fassadenteil stärkeren Umwelteinflüssen ausgesetzt ist. Daraus resultieren unterschiedliche Verwitterungen, die z. B. zu einem beschleunigten Zerfall der Kreuzblume führen, während ein geschütztes Fassadenteil relativ unbeschadet den gleichen Zeitraum überdauert.

Stark verwitterte Steine können durch neue ersetzt oder durch konservierende Maßnahmen gefestigt werden. Bei der Auswechslung der alten verwitterten Steine ist zu prüfen, welches Steinmaterial unter den oben angesprochenen Voraussetzungen und Anforderungen am besten geeignet ist.

Es gibt hierzu keine allgemeingültigen Materialempfehlungen, dies muß von Fall zu Fall neu entschieden werden.

- c) *Die Dokumentation der gewählten Materialien und Verfahren.* Eine wesentliche Voraussetzung vor allem für zukünftige Baumaßnahmen ist die gewissenhafte Dokumentation der am Gebäude verwendeten Materialien. Sie bietet für spätere Erneuerungsarbeiten grundlegende Entscheidungshilfen.

### Zu 2.

Natursteine gibt es in einer Vielzahl von Arten und Sorten, z. T. mit schön klingenden Phantasienamen versehen. Da die Steingebäude in unserer Gegend zumeist aus Sandstein oder regional bedingt auch aus Kalksteinen bestehen, interessieren hier vor allem die Sedimentgesteine (Ablagerungsgesteine). Sie stellen auch etwa 90% der Gesteine und sind von jeher aufgrund ihrer guten Bearbeitbarkeit der beliebteste Werkstoff für massive und repräsentative Gebäude. Erst zu Beginn des 20. Jahrhunderts wurde Naturstein zugunsten von Beton, Stahl und Glas zurückgedrängt. Er wurde allenfalls noch zu Fassadenverkleidungen verwendet.

Aufgrund der unterschiedlichen Zusammensetzungen der Ablagerungsgesteine, die auch mit zur Farbenvielfalt und zur lebhaften bis feinen Oberflächenstruktur beitragen, ist jedes Steinmaterial unterschiedlich in seinen Eigenschaften. Selbst Steine aus dem gleichen Bruch, aber aus verschiede-



nen Bänken, können unterschiedliche Eigenschaften aufweisen. Der Steinmetz weiß dies aus der Erfahrung im täglichen Umgang mit dem Stein.

Genauso unterschiedlich reagieren Natursteine auf mechanische Umwelteinflüsse wie Wind, Wasser und Frost sowie auf chemische Umwelteinflüsse, hervorgerufen durch die Luftverschmutzung.

Während Verwitterungen aufgrund mechanischer Belastungen des Steines seit eh und je auftreten, sind die durch chemische Einflüsse verursachten Zerfallsprozesse in den letzten 50 Jahren sprunghaft angewachsen.

Durch Konservierungsmethoden versucht man seither, diese beschleunigten Zerfallsprozesse wieder einzudämmen. Aufgrund der unterschiedlichen Eigenschaften der Steinmaterialien kann es jedoch kein Wundermittel geben, das bei allen Gesteinsarten gleich wirksam ist. Wichtig allein ist, daß eine gezielte Anwendung des gesicherten Wissens bei der Steinreinigung und Steinkonservierung erfolgt.

### Zu 3.

Reinigung heißt Befreiung von Oberflächenschmutz, also von Staub und leicht löslichen Bestandteilen. Eine aus der Werbung der Waschmittelbranche gedankenlos auf die Steinreinigung übertragene Forderung „porentiefe Reinigung, weißer geht's nicht“ führte und führt noch immer dazu, daß dem Stein z. T. größere Schäden zugefügt werden als durch die Freiverwitterung.

a) *Chemische Methoden der Reinigung.* Die zur Reinigung angewandten Mittel, die die Fassade wieder wie neu aussehen lassen und rasch zu dem gewünschten Effekt führen sollen, sind fast zwangsläufig z. T. hochkonzentrierte Säuren oder Laugen. Dabei muß jedoch eindeutig festgestellt werden, daß es letztlich keinen Unterschied bedeutet, ob die steinerstörende Wirkung der Säure von den sauren Abgasen der Luft oder von der für die Steinreinigung verwendeten Flußsäure stammt.

Bei der Reinigung vor allem mit Säurezusatz wird kein Schmutz im eigentlichen Sinne aufgelöst, sondern es werden verschmutzte Steinpartikel abgelöst.

Die überschüssige Säure verbleibt im Stein, bildet dort Salze und führt zu Folgeschäden wie z. B. Abplatzungen oder Rostflecken.

Aus diesem Grund bieten die Hersteller solcher Reinigungsmittel Neutralisatoren an, die die Säure- oder Laugenreste im Stein neutralisieren sollen. Die Problematik hierbei liegt jedoch in der Unkenntnis der Menge der im Stein verbliebenen Säure- oder Laugenreste. Deshalb muß immer damit gerechnet werden, daß nach einer durchgeführten Neutralisation ein Überschuß von Säure oder Lauge im Stein zurückbleibt, wobei wieder die oben bereits genannten Folgeschäden auftreten.

Diese chemischen Verfahren der Steinreinigung sollten nur dann angewendet werden, wenn im Zuge konservierender Maßnahmen aus Erhaltungsgründen z. B. eine verkrustete Sulfatbildung, die den Feuchtigkeitsaustausch hindert, entfernt werden muß.

b) *Mechanische Methoden der Reinigung.* Eine große Gefahr für die Oberfläche von Natursteinen ist das Sandstrahlen. Dabei wird die Oberfläche vor allem bei Sandsteinen allzuleicht so zerstört, daß die noch vorhandene Oberflächenstruktur (flache Profile, Bearbeitungsspuren usw.) verlorengeht, ebenso wie beim mechanischen Abarbeiten.

Diese Verfahren sind zwar „saubere“ Lösungen der Steinreinigung, sollten aber nur als letzter Ausweg eingesetzt werden. Aus denkmalpflegerischen Gründen, die vor allem auf die Erhaltung der Oberflächenstruktur abzielen, sind diese Verfahren der Steinreinigung bis auf wenige gezielte Anwendungsbereiche prinzipiell abzulehnen.

Bewährt haben sich hingegen Naßverfahren ohne chemische Zusätze. Seien es nun Langzeitverfahren wie die Berieselung oder Dauerbesprühung oder Kurzzeitverfahren wie das Abdampfen oder das Abwaschen mit der Bürste. Im Falle des Abdampfens darf der Stein nur bis maximal 60° Wassertemperatur bearbeitet werden, eine Temperatur, die die natürliche Belastung an einem heißen Sommertag nicht übersteigt.

Es wird empfohlen, weniger von Steinreinigung, sondern mehr vom Steinwaschen zu reden. Eine auch schon gehörte Aussage, daß häufiges Reinigen konservierende Wirkung habe, istbarer Unsinn.

### Zu 4.

Da die Natursteine sehr unterschiedlich auf äußere Einflüsse reagieren, ist auch ihre Aufnahmefähigkeit für Mittel mit konservierender Wirkung, wie Kieselsäureester, organische Harze für Injektionen, Volltränkung nach dem Vakuumverfahren oder für die Mittel der Hydrophobierung unterschiedlich.

Deshalb die Forderung, solche Verfahren nur dann anzuwenden, wenn Schäden auf andere Weise nicht behoben oder aufgehoben werden können oder wenn gewährleistet ist, daß eine Untersuchung der Wirksamkeit der jeweiligen Mittel mit abschließender Kontrolle stattfindet. Die chemische Industrie stellt heute eine Vielzahl von Mitteln her, die zwar für bestimmte Zwecke und Materialien geeignet sind, die aber nie pauschal angewendet werden dürfen, sonst ist der Erfolg mehr zufällig, oder es treten unter Umständen sogar Schäden auf.

Obwohl häufig eine echte Langzeitprüfung vieler auf den Markt kommender Konservierungsmittel fehlt, können, soweit wir es heute übersehen, nur durch diese ausreichende Prüfung die anstehenden Aufgaben an Natursteingebäuden bewältigt werden.

Ein unerläßlicher Schritt für die Weiterentwicklung von Konservierungsmethoden ist die ausführliche Dokumentierung der angewandten Methode und der Mittel, damit auch ihre Wirksamkeit über längere Zeiträume hinweg beobachtet, ihre Anwendung eventuell erneuert oder teilweise wiederholt werden kann. Die Denkmalpflege ist sehr daran interessiert, nachprüfbar Ergebnisse von Konservierungsmaßnahmen zu bekommen. Sie erleichtern die objektbezogenen Entscheidungen am Kulturdenkmal, ganz gleich ob es sich um ein Gründerzeithaus oder eine Kirche handelt, und ermöglichen, Steinverfallsprozesse besser zu beurteilen.

a) Bei der Verfestigung mit Kieselsäureester, dem heute am meisten gebräuchlichen Konservierungsmittel, soll keine vollständige Sättigung des Natursteins im Sinne einer Maximierung erreicht werden. Völlig ausreichend ist die durch eine Untersuchung festgesetzte Optimierung, die ausgehend von der Verwitterungstiefe keinen größeren Einsatz erfordert und damit häufig die finanziell günstigere Methode ist.

b) Die Hydrophobierung ist immer der letzte Schritt bei Arbeiten an der Fassade oder am Bauwerk. Sie ist eine Art Imprägnierung, die dem Stein wasserabweisende



Eigenschaften verleiht soll unter Beibehaltung der Wasserdampfdurchlässigkeit.

Die Hydrophobierung, angewandt ohne gewissenhafte Abwägung der Einsatzbereiche, birgt große Gefahren:

1. In dem durch aufsteigende Feuchtigkeit durchnässten Sockelbereich entsteht eine Hinterwanderung der hydrophobierten Zone durch Wasser.
2. Das gleiche gilt bei schadhafte Dachtraufzonen oder Fensterbänken, wo mit eindringendem Wasser ins Mauerwerk gerechnet werden muß, und zwar hinter der hydrophobierten Zone.
3. Auf einer hydrophobierten Fläche ist keine Farbbehandlung mehr möglich, ebenso kann z. B. keine Putz- oder Mörtelausbesserung vorgenommen werden.
4. Die Hydrophobierung ist nicht lange haltbar. Es kann von etwa 10 bis 15 Jahren ausgegangen werden, wobei noch nicht endgültig geklärt ist, wie oft sich der Vorgang wiederholen läßt.

Deshalb gilt auch hier wieder der Grundsatz, daß ausgehend von den unterschiedlichen Eigenschaften der Natursteine zuerst die Wirkung der heute angebotenen Mittel wie Silane, Siloxane, Polysiloxane oder hydrophobierte Kieselsäureester auf den Stein untersucht wird. Gerade für eine mögliche Wiederholung der Hydrophobierung ist die gewissenhafte Dokumentation der angewandten Mittel unerlässlich.

Zu 5.

Eine wesentliche Voraussetzung für die Wirksamkeit von Steinkonservierungen ist die Einplanung der hierzu notwendigen Zeitintervalle. So können z. B. die Kieselsäureester nur zu bestimmten Jahreszeiten wie Frühling oder Herbst mit einer relativen Luftfeuchtigkeit von 40–70% eingesetzt werden. Es ist auch Rücksicht auf Temperaturen zu nehmen. Es darf außerdem nicht übersehen werden, daß der Katalysator bei der Veresterung eine Reaktionszeit von ca. 2 bis 3 Wochen benötigt.

Wenn die zu bearbeitende Fassade vorher mit dem Dampfstrahlgerät gesäubert wurde, muß gewartet werden, bis der Stein wieder getrocknet ist, dies kann u. U. von einigen Tagen bis zu mehreren Wochen dauern. Der Arbeitsgang des Auftragens von Kieselsäureester erfolgt möglichst naß in naß durch Fluten oder intensives Sprühen in kurzen Zeitintervallen, aus denen sich errechnen läßt, wieviel Zeit für die gesamte Fläche benötigt wird.

Aus diesen kurzen Erläuterungen zum Arbeitsablauf der Konservierung mit Kieselsäureester wird deutlich, daß es ohne vorherige Untersuchung – wie in den vorangegangenen Punkten angesprochen – nicht möglich ist, genaue Angaben zu den einzelnen Arbeitsschritten zu machen.

Anhand bereits durchgeführter Maßnahmen an Kulturdenkmälern sollen in nächster Zeit die schwierigen Fragen der Steinreinigung und Steinkonservierung vertiefend aufgezeigt und vor allem die oft komplizierten Untersuchungsmethoden dargestellt werden. Die hier nur in Stichworten dargelegten Gedanken zur Steinreinigung und Steinkonservierung sind ausführlich in drei neueren Publikationen erläutert. Sie sind zur weiteren Beschäftigung mit den o. a. Problemen dringend empfohlen:

- C. Arendt, R. Snethlage, R. Wihr: Arbeitsblätter über Steinkonservierung des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege, München Juni 1979.
- Helmut Weber: Steinkonservierung. Der Leitfaden zur Konservierung und Restaurierung von Natursteinen. Bd. 59 Kontakt und Studium Bauwesen. Grafenau/Württ. 1980.
- Rolf Wihr: Restaurierung von Steindenkmälern. Ein Handbuch für Restauratoren, Architekten und Denkmalpfleger. München 1980.

*Reg.-Baumeister Ulrich Gräf  
LDA · Bau- und Kunstdenkmalpflege  
Eugenstraße 7  
7000 Stuttgart 1*

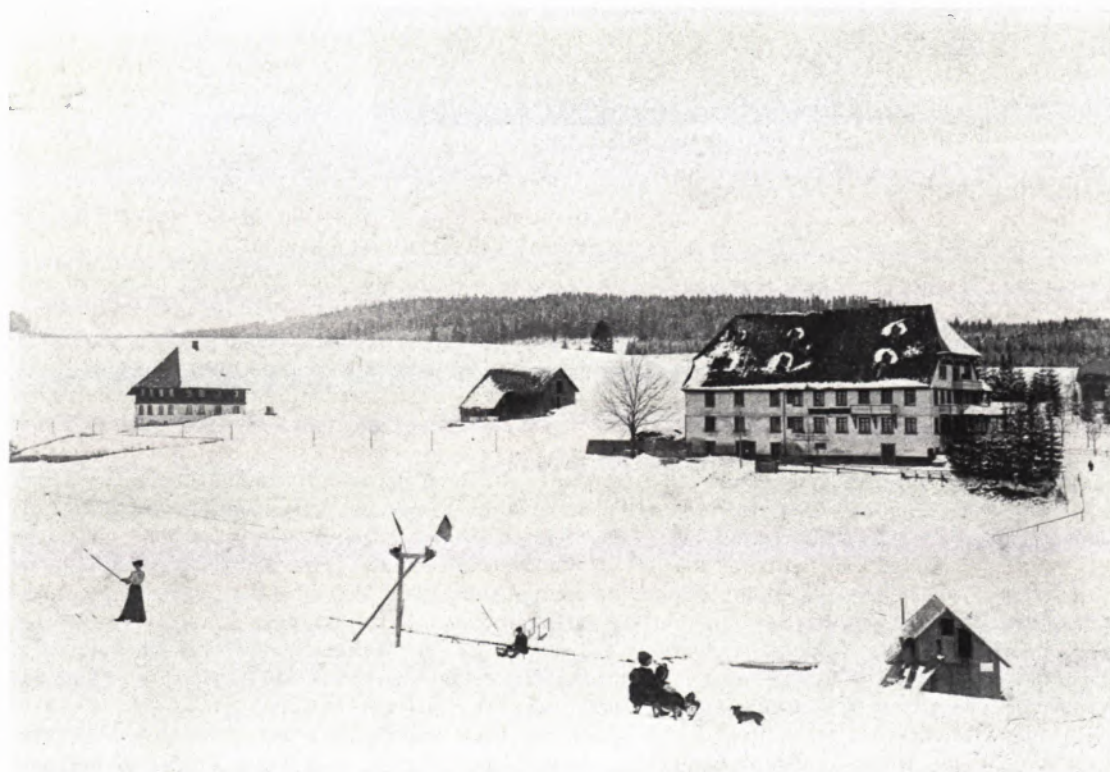


## Elisabeth Essner: Zwei ungewöhnliche technische Kulturdenkmale

*Unter den Begriff des Kulturdenkmals als Sache, an deren Erhaltung aus wissenschaftlichen, künstlerischen oder heimatgeschichtlichen Gründen ein öffentliches Interesse besteht, wie es das Baden-Württembergische Denkmalschutzgesetz formuliert, fallen selbstverständlich auch die technischen Kulturdenkmale.*

*Schon das Badische Denkmalschutzgesetz von 1949 erwähnt in § 2 ausdrücklich Werke der Kunst, des Kunsthandwerks, des Handwerks, der Technik. Eine Auswahl der technischen Kulturdenkmale, die wegen ihrer besonderen Bedeutung in das Denkmalbuch eingetragen wurden, zeigt ebenso wie die Restaurierung der historischen Holzbrücken in Forbach und Säckingen kurz nach dem Krieg, daß die Denkmalpflege schon früh ihr Augenmerk auch auf die technischen Kulturdenkmale legte: 1952 wurde der Torkelhof in Steißlingen in das Denkmalbuch eingetragen, 1954 die letzte Klopfsäge südlich des Feldberges in Fröhnd von 1808 (leider durch Straßenausbau funktionsunfähig gemacht und darum wieder aus dem Denkmalbuch gelöscht). 1957 wurde das Werk 42 der Bundesfestung Rastatt von 1854/59 eingetragen, 1959 ein Wasserradtriebwerk System Zuffinger (Vorläufer der Turbine) in Bräunlingen, später unter anderem eine Schnellzuglokomotive IV h in Offenburg (vgl. „Denkmalpflege in Baden-Württemberg“, 8. Jg., H. 4/1979, S. 159ff.). Natürlich galt das Interesse der Denkmalpflege zuerst den wenigen verbliebenen technischen Kulturdenkmalen der vorindustriellen Zeit. Technische Einrichtungen des 19. und 20. Jahrhunderts dienten in der Regel noch ihrem Zweck, wurden benützt, waren kaum von Zerstörungen bedroht. Erst mit der nach der Währungsreform einsetzenden Erneuerung technischer Anlagen und der weitgehenden Umstrukturierung der industriellen Produktion gerieten auch die nun nicht mehr benutzten und vom Abbruch bedrohten Zeugen der großindustriellen Technik ins Blickfeld der Öffentlichkeit und auch der Denkmalpflege.*

*Die in Vorbereitung befindliche Liste der Kulturdenkmale im Kreis Breisgau-Hochschwarzwald wird natürlich auch die technischen Kulturdenkmale umfassen. Die beiden folgenden Artikel sind zwei singulären Objekten gewidmet, dem ersten Skilift, einer Erfindung, die heute eine sehr umfangreiche Industrie beschäftigt, und der vielleicht letzten erhaltenen Luftschiffhalle in Deutschland, Zeugnis einer Epoche der Luftfahrt, die erst kurz vor 1900 begann und wahrscheinlich schon wieder abgeschlossen ist.*



1 DER SKI-LIFT beim „Kurhaus Schneckenhof“ im Schollachtal, um 1910.





2 GASTHAUS SCHNECKENHOF, im Vordergrund die Talstation des Skilifts; Aufnahme 1980.



3 EHEM. TALSTATION des Skilifts im Schollachtal mit dem Rückstaubecken.

## Der „erste Skilift der Welt“

Im Schollachtal (Gemeinde Eisenach, nördlich von Neustadt) liegt unterhalb des Gasthauses Schneckenhof eine kleine Hütte, eine der vielen inzwischen stillgelegten Hofmühlen, die für die Schwarzwaldtäler so typisch sind. Kein Spaziergänger würde diesem unscheinbaren Bau Beachtung schenken, wenn nicht das Hofgebäude durch einige Details, wie z. B. eine Glasveranda und eine kleine, zugewachsene Gartenanlage mit einem Pavillon aus dem landschaftsüblichen Rahmen fielen. Der Schneckenhof hatte in den Anfängen des Fremdenverkehrs, vor dem Ersten Weltkrieg, als „Kurhaus“ seine Blütezeit. Die Mühle war die Attraktion des Hauses: Sie betrieb im Winter einen Schlepplift, der 1906/07 erbaut wurde, und der seitdem bei den Bewohnern der Gegend als „erster Skilift der Welt“ bekannt ist. Sein Erfinder war der rührige Schneckenwirt Robert Winterhalder. Dieses Ereignis geriet nie ganz in Vergessenheit und fand in späteren Zeiten immer wieder Berichterstatter. Von der Bevölkerung wurde der Skilift kürzlich anlässlich eines

Vereinsjubiläums als Symbol für das Schollachtal gewählt und als Modell im Festzug mitgeführt.

Bei genauerer Betrachtung der Mühle, die nach dem endgültigen Abbau des Lifts, von 1924 bis in die 50er Jahre den Hausstrom lieferte, erkennt man, daß die technische Anlage der ehemaligen Talstation noch in wesentlichen Teilen vorhanden ist: Statt, wie üblich, in einem Weiher staut sich das Wasser in einem 8 bis 10 m breiten, 120 m langen Becken, das wie ein Stück „land art“ in den Hang gegraben ist. Beim Bacheintritt kann es durch ein kleines Wehr verschlossen werden. An seinem anderen Ende wurde das Wasser in einer unterirdischen Eisenröhre – damit sie im Winter nicht zufriert – in das Mühlhaus geleitet, wo sie vor dem überschlächtig laufenden Wasserrad aufsteigt. Das Rohr ist an beiden Enden mit einer Klappe verschließbar. Auf der Achse des Wasserrads sitzt das Kammrad, das früher über zwei Kegelräder das parallel zum Hang gelagerte Treibrad des Lifts bewegte. (Heute sind dort zwei vertikale Seilscheiben zu sehen, die den Generator speisten.) Die Bergstation mit dem Läuferlag lag etwa



ROBERT WINTERHALDE IN SCHOLLACH (BADEN).  
 Vorrichtung zum Aufziehen von Schneeschuhläufern, Rodlern u. s. w. auf Berghänge.

Angemeldet am 15. Juli 1906. — Beginn der Patentsdauer: 1. April 1909.

Gegenstand der Erfindung ist eine Vorrichtung, um Schneeschuhläufern und Rodlern mittels eines besonderen Aufzuges auf die Höhen zu erleichtern.

Bisher wurden zum Hinaufschaffen der Schlitten auf die Berghängen hin und wieder Pferd-  
 vorgespann verwendet, in den meisten Fällen waren aber sowohl die Rodler als auch die Schneeschuhläufer hauptsächlich auf sich selbst angewiesen. Der Nachteil hierin bestand sowohl in dem großen Kraftverbrauch beim Aufsteig, der schnell eine Müdigkeit herbeiführte als auch in dem großen Zeitverlust. Diese Uebelstände zu beseitigen ist der Zweck vorstehender Erfindung, welche umfaßt, daß an einer Seilbahn bekannter Art, welche aus einem endlosen kontinuierlich umlaufenden Seil besteht, dessen auf und ablaufendes Trumm zweckmäßig nebeneinander laufen,  
 10 besondere Zangen festgeklemmt werden, die mit einem Zugseil versehen sind, an welchem auch der Schneeschuhläufer bzw. Rodler festhält und so leicht auf der Schnee- oder Eisbahn hinaufgezogen wird. Am Ende der Bahn wird einfach das Seil losgelassen. Damit sich die Zangen an bestimmten Stellen der Bahn selbsttätig öffnen, sind am Zangenmaul Ansatz vorgesehn, zwischen welche ein feststehender Konus einragt und hierdurch die Zange öffnet.

Fig. 1 der Zeichnung zeigt die Seitenansicht des Aufzuges, Fig. 2 denselben in der Aufsicht, Fig. 3 einen Mast für die Seilführung, Fig. 4 die Zange in der Seitenansicht, Fig. 5 das Zangenmaul im Schnitt von hinten, Fig. 6 und 7 den zum Öffnen der Zange dienenden Konus in der Seiten- und Vorderansicht.

Auf der Höhe bzw. am Fuße des Berges ist eine Station *b* bzw. *a* für die Seilbahn angebracht. Die auf- und ablaufenden Seiltrümme *d*, *d'* liegen nebeneinander und werden in entsprechenden Entfernungen durch Masten *e* mit Seilführungen *f*, *f'* unterstützt. Um den aufsteigenden Personen das Passieren der Masten zu erleichtern, ist die Führung für das in Frage kommende Seiltrumm an einem Ausleger *e'* angebracht.

An dem aufsteigenden Seiltrumm werden Zangen angeklammert, an deren Zugseil sich die  
 25 zu befördernden Personen festhalten. Der vordere untere Teil des Zangenmaules wird durch ein röhrenförmiges Stück *g* gebildet, welches etwa zur Hälfte das Drahtseil umfaßt und zur Schonung des Seiles mit Leder *h* etc. ausgepolstert werden kann. Das obere Zangenmaul *i* ist ebenfalls dem Seildurchmesser entsprechend ausgebildet. Die Backenfortsetzungen *k*, *k'* sind derartig gebogen, daß sie zuerst etwa rechtwinklig zu dem Zangenmaul stehend, im seitlichen Bogen nach abwärts geführt werden, um dann bis zum Scharnier in einer Ebene, welche mit einer senkrecht durch die Seilachse gelegten Ebene parallel liegt, zu verlaufen. Diese Biegelinie der Zangenbacken gestattet, daß die seitlich zum Drahtseil stehende Zange über die Tragrollen hinweggleiten kann. Durch eine die Zangenarme *l*, *l'* verbindende Zugfeder *m* wird die Zange geschlossen gehalten und dadurch auf dem Seil festgeklemmt.

An den beiden Zangenbacken sind nach aufwärts gerichtete im Winkel zu einander stehende  
 30 Parallelen *n*, *n'* angebracht. An demjenigen Stellen, an denen die Zangen sich selbsttätig vom Drahtseil lösen sollen, sind Metallkegel *o* angeordnet, die mit einer zum Durchlassen des Drahtseiles bestimmten Bohrung versehen sind. Diese Kegel treten mit ihrer Spitze zwischen die Fortsätze des Zangenmaules, treiben dieselben auseinander, wodurch die Zange sich öffnet und das  
 40 Seil durchgleiten läßt oder von demselben abfällt. Die Zangenschkel sind durch eine Kette *p* an ihren Enden mit einander verbunden und wird hierzu ein Zugseil angebracht, das den Personen als Handhabe dient.

PATENT-ANSPRÜCHE:

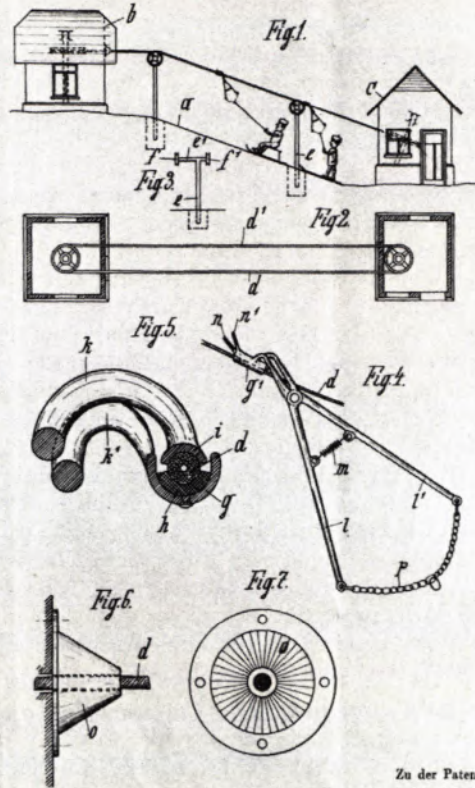
1. Vorrichtung zum Aufziehen von Schneeschuhläufern, Rodlern u. s. w. auf Berghänge  
 45 mittels eines kontinuierlich bewegten Drahtseiles, dadurch gekennzeichnet, daß das Maul einer Zange durch Federdruck oder dergl. sich selbsttätig schließende Zange das aufsteigende Trumm des Drahtseiles derart umfaßt, daß ein an die Zangenschkel angehängter Gegenstand (oder Person) von der mit dem Drahtseil sich bergauf bewegenden Zange mitgenommen wird, während am  
 50 Ende der Bahn das Zangenmaul durch eine Entkuppungseinrichtung geöffnet wird, wodurch die Zange zum Stillstand kommt.

2. Vorrichtung nach Anspruch 1, dadurch gekennzeichnet, daß die beiden Backen (*i*, *g*) des Zangenmaules mit Ansatz (*n*, *n'*) versehen sind, welche beim Auftreten auf einen am Ende der Bahn angeordneten, feststehenden Kegel (*o*) auseinander gedrückt werden, wodurch sich die Backen öffnen und eine weitere Mitnahme der Zange durch das Drahtseil aufhört.

HEBEN 1 Blatt Zeichnungen.

Druck von G. Speiser & Co., Wien.

ROBERT WINTERHALDE IN SCHOLLACH (BADEN).  
 Vorrichtung zum Aufziehen von Schneeschuhläufern, Rodlern u. s. w. auf Berghänge.

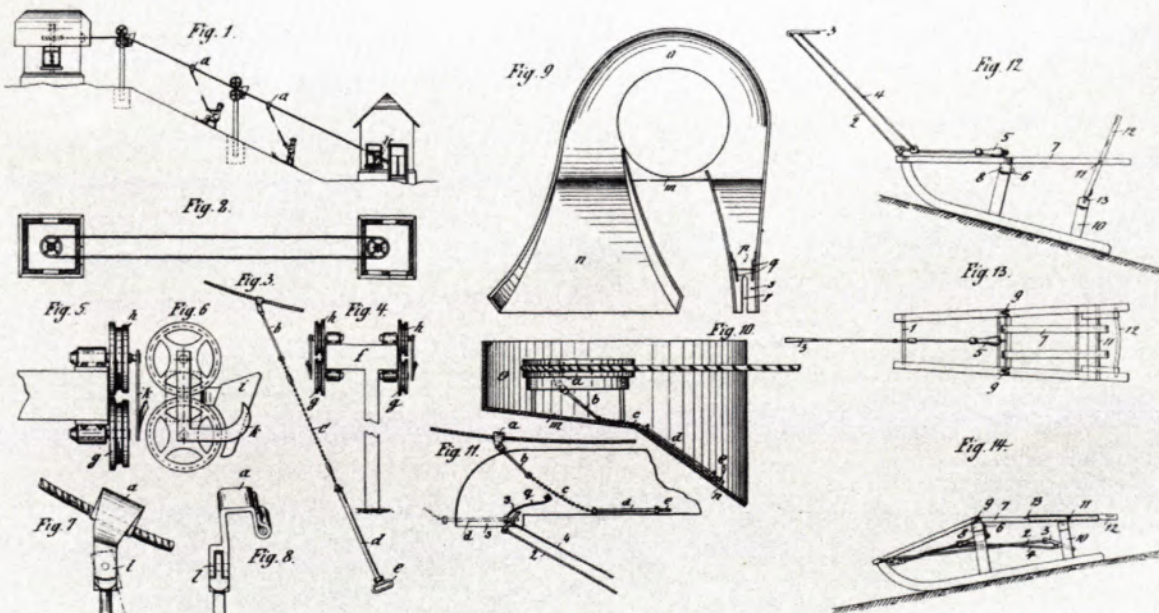


Zu der Patentschrift  
 Nr. 38844.

4 TEXT UND ZEICHNUNG DER ÖSTERREICHISCHEN PATENTSCHRIFT.

5 ZEICHNUNG AUS DEM REICHSGEBRAUCHSMUSTER, verbesserte Ausführung: Scharnierartige „Zugorgane“ verhindern Pendeln und Überschlagen; trichterförmige Umlaufvorrichtung der „Zugorgane“ an den Enden der Bahn; am Seil einhängbare, für Auf- und Abfahrt verstellbare Rodelschlitten.

ROBERT WINTERHALDE IN SCHOLLACH (BADEN).  
 Aufzugsvorrichtung für Schneeschuhläufer und Rodler auf Bergabhänge.





32 m höher und 280 m entfernt. Um diese beiden Räder spannte sich, über 5 Holzmasten geführt, ein endloses Seil, an dem Zangen mit den Aufzugsvorrichtungen für die Benutzer festgeklemmt waren. Die Zangen waren so ausgebildet, daß sie ein ununterbrochenes Umlaufen des Seils gestatteten. Nach diesem Prinzip arbeiten Schlepplifte noch heute.

Die Einzelheiten seiner „Vorrichtung zum Aufziehen von Schneeschuhläufern, Rodlern usw. auf Berghänge“ hat Robert Winterhalder, der sich ständig um Verbesserungen seiner Erfindung bemühte. 1908 bzw. 1909 in drei Reichsgebrauchsmustern und fünf Auslandspatenten (Norwegen, Schweden, Schweiz, Österreich, Frankreich) festhalten lassen. Nach den Erfahrungen mit dem „Schneckenlift“ entwarf er einen von einem Elektromotor getriebenen Lift für die internationale Wintersportausstellung 1910 in Triberg, für den er vom badischen Großherzog mit der Goldmedaille geehrt wurde. Dieses sollte der Höhepunkt seines Erfinderebens bleiben. Der Triberger Lift wurde 1914 wegen Streitigkeiten abgebaut. Zwei weitere Planungen, die heute Beachtung verdienen, blieben unverwirklicht: Eine Anlage bei der Max-Egon-Schanze und eine am Seebuck, dort wo 1950 der meistbesuchte Sessellift des Schwarzwalds errichtet wurde. Ein Hofrat aus Karlsruhe tat damals, nachdem er den Lift im Schollachtal ausprobiert hatte, folgenden zeitlosen Ausspruch: „Ja, lieber Schneckenwirt, wir leben in einer Doktor-Zeit, von einem, der nicht Doktor ist, kann doch nichts Gutes kommen. Die von Gott gegebene Intelligenz oder die Praxis machens nicht, der ‚Titel‘ macht die Blinden sehend.“

Der Kriegsausbruch durchkreuzte und beendete die fortschrittlichen, unternehmerischen Erfindertätigkeiten Robert Winterhalders. Während des Krieges wurden die Eisenteile des „Schneckenlifts“ zugunsten der Kirchenglocken eingeschmolzen. Anfang der 20er Jahre baute

R. Winterhalder, der sich noch lange mit dem Gedanken getragen hatte, seine Idee wieder zu beleben, die Holzmasten ab. Einige Einzelteile der Konstruktion und die Dokumente werden heute im Schneckenhof aufbewahrt. So ist der Lift im Schollachtal als Prototyp einer nie angelaufenen Serie zu betrachten.

Ob es zu jener Zeit andernorts schon ähnliche Konstruktionen gab, läßt sich kaum überprüfen. In Bad Gastein z. B. befand sich angeblich 1804 ein mit Wasserkraft betriebener Bergknappenlift, und weiter ist die Rede von einem Seilzug für Skiläufer um das Jahr 1900 in Dresden-Pillnitz, der mit Pferdekraft bewegt wurde. Sicherlich hatte man sich in den Gegenden, wo Skilauf als Sportart üblich wurde, damit beschäftigt, wie der Aufstieg am Hang zu erleichtern sei. In den skandinavischen Ländern löste 1865 die Veröffentlichung des Buchs von Oskar Wergeland „Der Skilauf, seine Geschichte und Kriegs-anwendung“ eine Skisportbewegung aus. In Mitteleuropa fand der Skilauf ebenfalls durch ein Buch Eingang, durch das 1891 übersetzte Werk von Fritjof Nansen „Auf Schneeschuhen durch Grönland“. Die Entwicklung zum eigentlichen Volkssport begann hier erst nach dem Ersten Weltkrieg.

Nach diesen Überlegungen darf man annehmen, daß es vor dem Skilift im Schollachtal keine patentierte bzw. technisch so ausgefeilte Konstruktion gab, wie die im Schwarzwald, wo durch die Tradition des Uhrmacherhandwerks der Umgang mit mechanischem Gerät und wo die Ausnutzung der Wasserkraft weit entwickelt waren. Es erscheint deshalb durchaus zulässig, von dem „ersten patentierten Skilift“ zu sprechen, einem technischen Kulturdenkmal von heimatgeschichtlicher Bedeutung. Die Gemeinde und der Schwarzwaldverein möchten dem Rechnung tragen, indem sie die Anlage wieder zur Besichtigung aufbauen und die Dokumente und erste Zeugnisse des Skisports in der Talstation ausstellen.

## 6 WINTERFREUDEN AM SKILIFT IM SCHOLLACHTAL.







1 HEUTIGE SÄGEHALLE der Karl Richtberg KG in Richtberg/Auggen.

## Über die Herkunft einer ehemaligen, umgesetzten Zeppelinhalle

Wer von Freiburg mit dem Zug nach Süden fährt, dem fällt, wenn er kurz hinter Müllheim nach Westen, Richtung Neuenburg blickt, auf einem isoliert gelegenen Werks- gelände eine ungewöhnliche, imposante zeltartige Fabrik- halle auf (Abb. 1). Es handelt sich um die Sägehalle der Karl Richtberg KG, in dem nach der Firma benannten Auggener Ortsteil Richtberg. Sie sei, so berichtet man sich im Betrieb, eine ehemalige Zeppelinhalle aus Friedrichs- hafnen. Weiter heißt es, daß sie 1923 bei der Einrichtung dieses Zweigwerks hierher versetzt wurde. Das Hauptwerk, heute in Bingen/Kempton, habe bis zum Zweiten Weltkrieg in Berlin gelegen; alle Unterlagen über die Richtberger Anlage seien dort verbrannt. Diese Auskünfte über das Gebäude, das ein bedeutendes Stück Zeitgeschichte dar- zustellen versprach, gaben Anlaß zu genaueren Nach- forschungen über seine Herkunft.

Wie sich bei den Untersuchungen erwies, ist das augenfäl- ligste Merkmal der Halle das hohe, weitgespannte, mehrfach geknickte Dach, dessen Firstflächen nur etwa ein Viertel der mittleren Flächen betragen. Die Wände sind in Eisenfachwerk mit einem halben Stein starken Ziegeln ausgeführt, die Längswände haben eine Höhe von ca. 4,60, die Stirnwände bis zum First ca. 17,50 m (die Höhenmaße wurden mit Hilfe von Fotografien hergeleitet). Die Außen- maße des Gebäudes betragen 55,20 m in der Länge, 30,30 m in der Breite.

Den Raumeindruck des Halleninneren beherrscht eine überraschend filigrane Eisenarchitektur, deren tragende Konstruktion aus sechs weitmaschigen Fachwerkbindern besteht, wobei die sehr feindimensionierten Stäbe recht- winklige Dreiecke bilden (Abb. 2). Der Binderabstand mißt 8 m, der Abstand zur nördlichen Stirnwand beträgt weitere 8 m, der zur südlichen 6,20 m bzw. 6,70 m (die Wand verläuft schräg). Ein etwa 40 m langer Teil der bereits erwähnten Dachfläche am First ist als Oberlicht ausgebildet. Es ist nicht, wie man erwarten könnte, symmetrisch über die Länge des Gebäudes angeordnet. Direkt unter dem First erstreckt sich über die gesamte Hallenlänge ein Laufsteg.

Schon die ersten Zeppeline waren 128 m lang. Da die Richtberg-Halle 55 m mißt, kann es sich nur um den Teil einer Luftschiffhalle handeln. Dafür sprechen auch der südliche Giebelwandanschluß und die unregelmäßige Ein- fügung des Oberlichts. Wegen des runden Querschnitts der Zeppeline, die am First aufgehängt wurden, waren bei den einschiffigen Hallen die lichten Maße der Höhe und der Breite etwa gleich. In unserem Fall betragen sie ca. 16 m und 29 bis 30 m. Die Gestalt des Binderbogens läßt darauf schließen, daß die senkrechten Teile, d. h. die Wände, verkürzt wurden. Eine Nachfrage bei den Zeppelin-Metall- werken bzw. der Luftschiffbau-Zeppelin GmbH ergab, daß in Friedrichshafen keine Halle dieser Form gestanden habe.





2 DER INNENRAUM DER HALLE.

Nach diesen Überlegungen blieben als Ausgangspunkt für die weitere Suche nach dem Ursprung der Halle die charakteristische Gestalt des Daches, der Binderabstand, das Oberlicht, der Begriff „Zeppelinhalle“ und das Umsetzungsdatum 1923 übrig, das im Zusammenhang mit den Demontagebestimmungen des Versailler Vertrages zu sehen ist, und das den Erbauungszeitpunkt der Halle auf die Zeit bis zum Ende des Ersten Weltkriegs einschränkt. (Zur Veranschaulichung sei gesagt, daß es 1916/17 über 80 Luftschiffhallen gab und nach Kriegsende 39.) Wegen der geringen Belichtungsfläche im Dach ist außerdem anzunehmen, daß wir es mit dem Teil einer Bergungshalle zu tun haben, weil dort das Verhältnis von Fensteroberfläche zur Grundfläche 6 bis 10% betrug, bei den Bauhallen hingegen 40%. Der Bau von Zeppelinhallen setzte Anfang dieses Jahrhunderts ein mit der ersten Fahrt eines Luftschiffes im Juli 1900. Es wurde in der 1898/99 hierzu hergestellten schwimmenden Holzhalle am Bodenseeufer von Manzell bei Friedrichshafen erbaut. 1904 wurde aus seinem Material eine nächste, fast identische Halle am festen Ufer errichtet. 1907 folgte der Bau der sogenannten Reichsluftschiffhalle, einer schwimmenden Halle aus Eisen. Diese Gebäude hatten die lichten Maße von 150 m (Länge), 16 bzw. 19 m (Weite) und 16 bzw. 17 m (Höhe). Nach dem spektakulären Zeppelinunglück 1908 in Echterdingen, das eine spontane Volksspende von mehr als 6 Millionen Reichsmark ausgelöst hatte, wurde die Luftschiffbau-Zeppelin GmbH gegründet. Ihr erster Schritt war es, die Werft in Friedrichshafen einzurichten und eine ortsfeste, doppelschiffige Bauhalle zu erstellen.

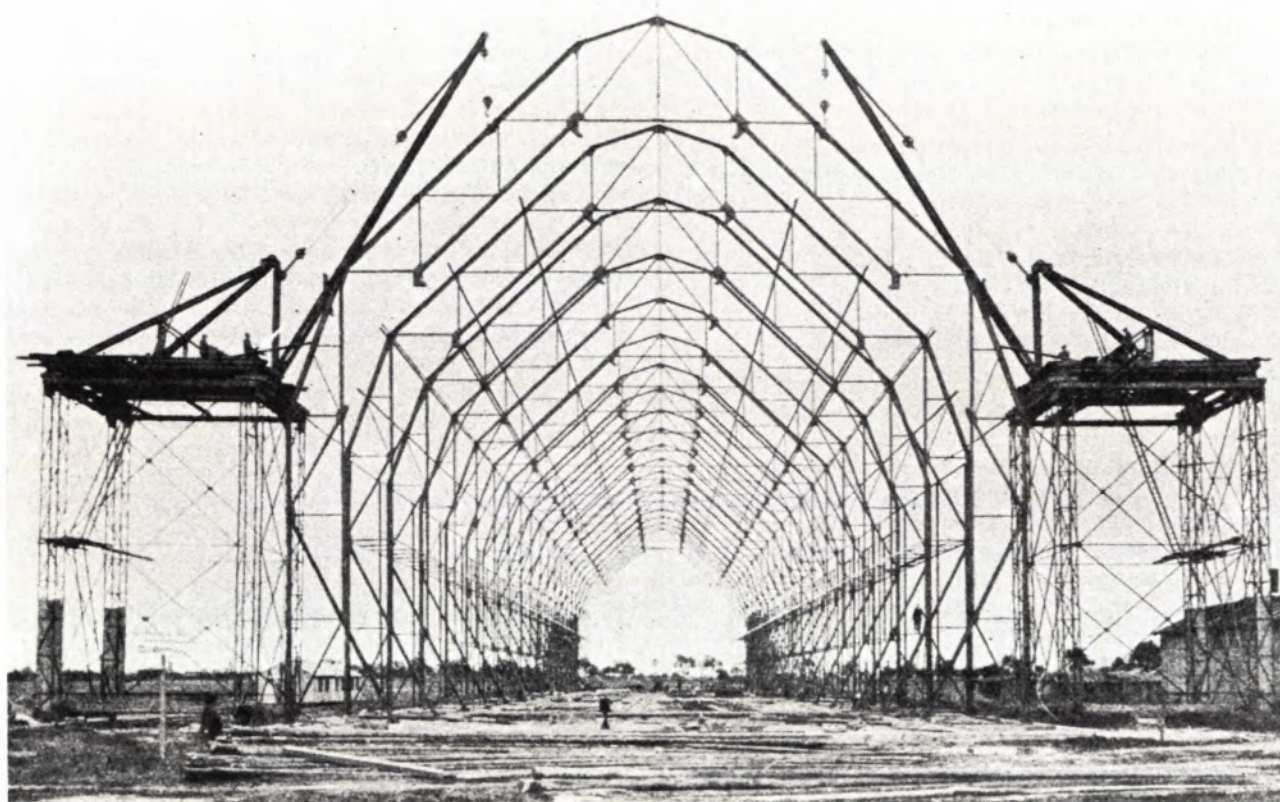
Zu diesem Anlaß war wegen der Neuigkeit der Bauaufgabe ein vielbeachteter Wettbewerb ausgeschrieben worden. Dabei flossen die an den Vorgängerbauten gewonnenen Erkenntnisse in bezug auf Ausbau und Ausstattung zusammen, die auch für spätere Zeiten den Maßstab setzten:

Unter anderem sollte die Halle aus Wirtschaftlichkeitsgründen eine möglichst geringe Bodenfläche in Anspruch nehmen und einen möglichst geringen Lichtraum umfassen, d. h. die Binderform paßt sich dem Querschnitt des Luftschiffes eng an. Weiterhin waren eine ausreichende und gleichmäßig verteilte natürliche Belichtung zu beachten, gute Entlüftungswege wegen des Umgangs mit gefährlichen Gasen und isolierendes Material für Wände und Bedachung, um eine starke Erhöhung der Innentemperatur bei intensiver Sonnenbestrahlung zu vermeiden (für Eisenkonstruktionen heißt das z. B. Ausfachung der Wände mit Mauerwerk). Die Zeppeline sollten in einem Abstand von 8 m an einer Tragkonstruktion aufzuhängen sein – wenn sie unmittelbar an der Hallenkonstruktion befestigt sind, bedeutet das bei Eisenbauten einen Binderabstand von 8 m. Zur Bedienung der entsprechenden Flaschenzüge war ein Laufsteg unter dem First nötig (im Fall der doppelschiffigen Halle zwei) und in etwa 7 m Höhe waren klappbare Arbeitsgalerien erforderlich. Viele Überlegungen wurden auf die sichere und schnelle (hier 15 Minuten) Handhabung des Tors verwandt.

Einer der Preisträger (3. Preis) dieses Wettbewerbs war die Maschinenfabrik Augsburg-Nürnberg AG, von der, wie noch gezeigt werden wird, die fragliche Halle in Richtberg stammt, mit einer Konstruktion, deren Träger als Viergelenkbögen ausgebildet waren. Der Vorzug dieses Systems liegt in der geringen Dimensionierung der Stäbe, da es je nach Lastfall als Dreigelenkbogen oder als Viergelenkbogen wirkte. Die Fußgelenke waren zwei Felder hoch über dem Boden eingelegt. Das Preisgericht, das grundsätzlich den Gesichtspunkt der „schönheitlichen Wirkung“ hinter dem der Wirtschaftlichkeit zurückgestellt hatte, bemerkte hierzu, die Fachwerkbögen seien „einfach gehalten und schön geformt“.

An diesem Punkt ist es angebracht, kurz auf die Einstellung





3 DIE LUFTSCHIFF-BERGEHALLE in Baden-Oos beim Aufbau.

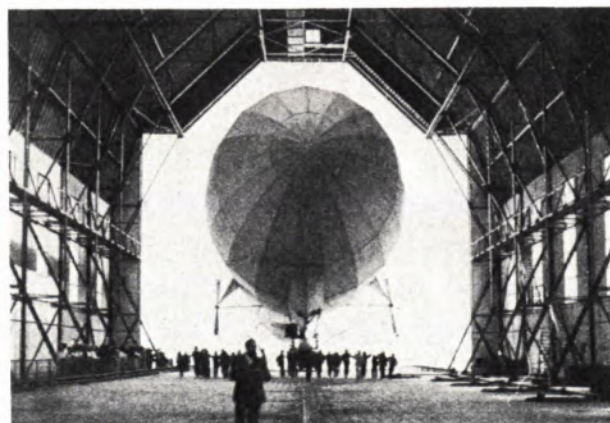
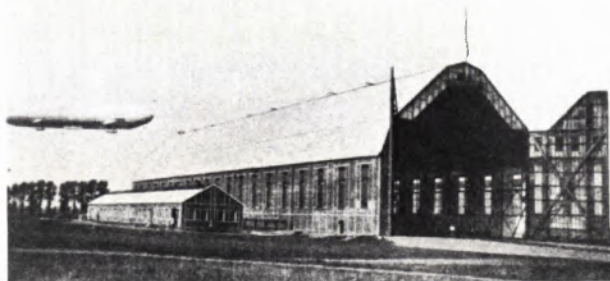
der Fachwelt Anfang des Jahrhunderts zu der Ästhetik von Ingenieurbauten einzugehen. Blättert man die Bauzeitschriften jener Zeit durch, so zeigt sich, daß zunehmend Stimmen für den „Baustil des Maschinen-Zeitalters“ stark werden. Die Autoren fragen sich, ob es möglich sei, „aus Eisen, Niet und Preßlufthammer ein Kunstwerk zu schaffen, das sich dem Steinbau würdig zur Seite stellen läßt“. Sie lehnen es ab, „Eisenbauten dadurch schön zu gestalten, daß man Masken vorbaut oder Ornamente anbringt, die in Schmiedetechnik oder gegossen, Steinformen aller bekannten Stilarten nachbilden“. Wie auch im Kunstgewerbe setzt sich bei den Bauingenieuren die Auffassung durch, daß technische Erzeugnisse in der nackten Gebrauchsform schön sein können. Das Charakteristische der Eisenarchitektur sei das Stabsystem im Gegensatz zum Massivbau. Künstlerische Aufgabe, bei der Statik und Ästhetik stets Hand in Hand gehen, sei es, dieses Stabsystem „dem Auge genießbar zu machen“. Die Wirkung der Linie sei das wesentliche Element dieser nach absoluter Klarheit, d. h. Zweckmäßigkeit und Materialechtheit strebenden Architektur. Die Umrißlinie, die Silhouette bestimme die Fern- und Massenwirkung der meist freiliegenden Großbauten, die Nahwirkung beruhe auf dem rhythmischen Spiel des Gitterwerks.

Der eigentliche Bau von Bergungshallen setzte Ende 1909 ein, als auf Betreiben der Luftschiffbau-Zeppelin GmbH, die sich Absatzmöglichkeiten für ihre Zeppeline schaffen mußte, das erste Luftverkehrsunternehmen der Welt gegründet wurde, die „Deutsche Luftschiffahrts AG“ kurz DELAG genannt. Die Bürgermeister der meisten Großstädte waren sehr bemüht, einen Platz im Aufsichtsrat zu bekommen und den Bau einer Luftschiffhalle für ihre Stadt durchzusetzen. Dies war Voraussetzung für den beabsichtigten regelmäßigen Zeppelinverkehr.

Als erste Stadt ließ Frankfurt eine Halle errichten, es folgten

Baden-Oos, Düsseldorf, Leipzig, Potsdam, Hamburg, Gotha und Johannisthal. Die DELAG führte jedoch nie einen regelmäßigen Linienverkehr durch, weil die Luftschiffe bis zum Ersten Weltkrieg weder genügend Motor-kraft noch ausreichende Geschwindigkeit besaßen. Es blieb bei etwa zweistündigen Rundfahrten. Die DELAG stellte diese Tätigkeit mit Kriegsbeginn ein. Bis zu diesem Zeit-

4 DIE BERGEHALLE in Baden-Oos.





punkt besaß sie ungefähr 10 Hallen, in denen dann Militärluftschiffe untergebracht wurden. Die Lösung sollte allerdings nur vorübergehend sein, weil die Gebäude inzwischen durch die vorangetriebene technische Entwicklung der Zeppeline zu klein geworden waren.

Bei Heer und Marine betrachtete man Zeppeline als leistungsfähige Waffen. Sie sollten zu Aufklärungsflügen bei der Marine dienen. Die notwendige Ausstattung mit Kampfmitteln machte es erforderlich, das Volumen der Luftschiffe zu vergrößern, um ihren Nutzauftrieb zu steigern. Im Halbjahresbericht des Generalstabs vom Juli 1913 heißt es, daß die Zeppelinproduktion ausreichend stark sei, daß aber der Hallenbau gefördert werden müsse.

Anläßlich eines Vortrags im November 1913 sagt Richard Sonntag, der, seinen Veröffentlichungen nach zu urteilen, die Entwicklung von Luftschiffhallen bis Kriegsbeginn systematisch verfolgte: „Feststehende Längshallen wurden schon i.J. 1909 einschiffig und zweischiffig gebaut. Für die Festsetzung der Lichtmaße waren entweder eine bevorzugte Schiffsform oder die größte Schiffsform maßgebend . . . Die kleinste einschiffige Halle, gebaut i.J. 1910, hat eine lichte Länge  $l = 161$  m, eine lichte Weite  $b = 25$  m und eine lichte Höhe  $h = 24$  m. Jetzt werden für solche Hallen die Maße  $l = 180$  m,  $b = 35$  m und  $h = 28-30$  m verlangt.“ Diese Aussage und eine Aufstellung des Generalstabs über die vorläufige Unterbringung der Luftschiffe in Privathallen schränken die mögliche Erbauungszeit der nach Richtberg versetzten Halle, die etwa 30 m weit ist, auf den Zeitraum zwischen 1909 und 1913 ein.

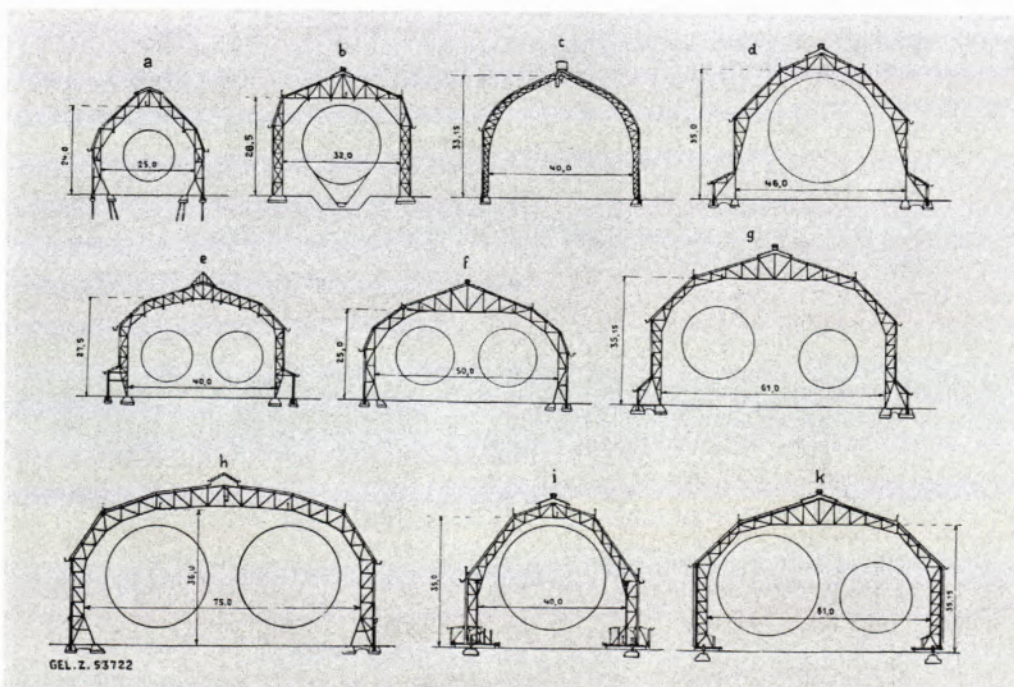
In der umfangreichen mit vielen Fotos illustrierten Zeppelinliteratur findet sich nur eine Konstruktion, die die Dachform der Halle in Richtberg aufweist: Die DELAG-Halle in Baden-Oos. Diesen Platz als den ursprünglichen Standort anzunehmen scheint sehr plausibel. Er ist zum einen der nächstgelegene der in Frage kommenden früheren Konstruktionen, zum anderen liegt er, wie auch Richtberg, direkt an der Eisenbahnlinie Karlsruhe-Basel.

Eben diese Halle ist (ohne Standortnennung) in dem Werk von R. Sonntag über den deutschen Luftschiffhallenbau abgebildet und als eine Konstruktion der M.A.N., Werk

Gustavsburg, ausgewiesen (Abb. 3 und 4). Es dürfte sich dabei um die zitierte „kleinste, einschiffige Halle“ handeln. Er beschreibt sie folgendermaßen: „Eine weitere aber einschiffige Halle erbaute das gleiche Werk Gustavsburg im Jahre 1910. Sie ist 161 m lang, 25 m weit und 24 m hoch. Die Binderform ist die gleiche wie vorher erwähnt, doch ruhen die Kämpfer hier in 8 m Höhe auf einem festen, unten eingespannten Fachwerkständer. Der Binderabstand beträgt 8 m . . . Für die Tore an einer Giebelseite gelangten Drehtore . . . zur Ausführung . . . Die Belichtung erfolgt durch drei lange Oberlichter und Fenster in den Seitenwänden und Toren . . . Die Wände sind in  $\frac{1}{2}$  Stein starkem Eisenfachwerk ausgeführt. Ein mittlerer Laufsteg befindet sich unter dem First, und zwei seitliche Stege sind in 8 m Höhe in die Binderstützen eingebaut.“ Mit der erwähnten Binderform bezieht sich der Autor auf das System einer bereits 1909 erstellten Doppelhalle: „Die Binderoberteile werden durch Viergelenkbögen, D.R.-P. 226091 der Gesellschaft gebildet. Diese besitzen zwei untere Kämpfer- und zwei obere Wechselgelenke, welche den Bogen an zwei Stellen teilen . . . Die ‚Wechselgelenke‘ . . . gestalten die Bogenbeanspruchung . . . beim Viergelenkbogen günstiger, als sie beim Zwei- und Dreigelenkbogen werden . . . Sie haben daher den Vorteil eines geringeren Gewichts . . .“ Es geht hier um dasselbe statische Prinzip, von dem bereits im Zusammenhang mit dem Wettbewerb um die Friedrichshafener Werfthalle die Rede war.

Laut R. Sonntag und nach dem Generalstabsbericht hat die Halle eine lichte Weite von 25 m und eine lichte Höhe von 24 m. Die Gebäudebreite in Richtberg beträgt abzüglich der Mauerstärke 34 m, die lichte Höhe 15,5 bis 16 m. Vergleicht man die Form der Fachwerkbinder, die in beiden Fällen in 8 m Abstand angeordnet sind, so zeigt sich, daß die Höhe des heutigen Gebäudes um 8 m verringert wurde, und zwar fehlt ihm der fest eingespannte untere Teil, auf dem die Kämpfergelenke ruhten; an dieser Stelle auch verliefen die seitlichen Stege. Es ergibt sich also eine originale Höhe von ca. 24 m.

Mehr Schwierigkeiten bereitet die Gegenüberstellung der Gebäudebreiten. Wenn man den Binder der Richtberg-Halle im Sinne der bei R. Sonntag abgebildeten Konstruk-



5 QUERSCHNITTE der von der M.A.N. ausgeführten bzw. in Auftrag genommenen Luftschiffhallen von 1909 bis Kriegsende. Die Skizze gibt ein gutes Bild von der Entwicklung der Bauten. An erster Stelle ist die Konstruktion in Baden-Oos dargestellt.

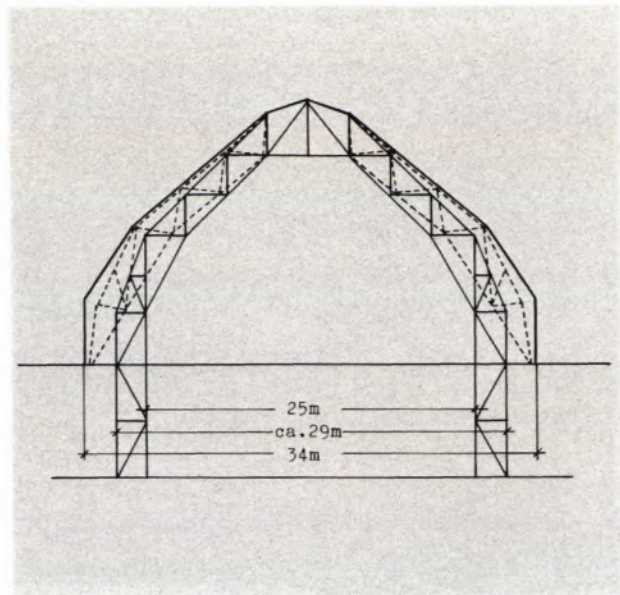


tion ergänzt, so ergibt sich eine Lichtweite von 29 bis 30 m; dies bedeutet 4 m mehr als bei der Halle in Baden-Oos. Die M.A.N., die keine Zeichnungen mehr besitzt, ist der Auffassung, daß es sich bei der von R. Sonntag beschriebenen Halle um die M.A.N.-Konstruktion in Baden-Oos handle. Ihre Aussagen stützen sich auf bebilderte Werksmitteilungen aus den Jahren 1912, 1921 (und 1934). Dort sind die Maße mit „161 m lang, 29,4 m breit und 24 m hoch“ bzw. „30 m breit, 160 m lang, 24 m hoch“ angegeben. Auf einem Blatt mit Systemskizzen mehrerer Hallenkonstruktionen ist in derselben Ausgabe von 1921 die lichte Weite mit 25 m eingetragen (Abb. 5). Das fragile Breitenmaß von 25 m bezieht sich nach Ansicht der M.A.N. auf einen Vorentwurf oder eine Variante zur Ausführung Baden-Oos.

Gegen diese Erklärungen der M.A.N. sprechen die Maßangaben von R. Sonntag und des Generalstabs (25 m Weite). Außerdem fällt die Halle auch mit einer Weite von 30 m noch in die Zeit der frühen Konstruktionen, deren Zahl überschaubar ist. Die Luftschiffbau-Zeppelin GmbH, die in ihrem Archiv über eine Fotosammlung von Zeppelin und Hallen verfügt, kommt wegen der charakteristischen Dachform zu dem Ergebnis, daß es sich bei der Halle in Richtberg um die ehemalige DELAG-Halle in Baden-Oos aus den Anfängen der „Zeppelin-Ära“ handeln müsse. Bei der Flugplatzleitung in Baden-Oos hieß es, die Zeppelinhalle sei 1910 errichtet und aufgrund der Versailler Friedensverträge gesprengt worden.

Nimmt man die angeführten Gesichtspunkte zusammen und betrachtet den Bau in Richtberg daraufhin genauer, so fällt auf, daß das Binderfachwerk gleichmäßig deformiert zu sein scheint. Die ehemals vertikalen und horizontalen Stäbe des Gitterwerks sind, bei unverändertem rechtem Winkel, um einige Grade geneigt: Es sieht so aus, als sei die Konstruktion in ihrem Scheitelpunkt gespreizt. Zur Verdeutlichung dieser Annahme soll die abgebildete Systemskizze dienen, in der sich die beiden Bauzustände unterlagern (Abb. 6). Eindeutig zeigt sich die Weitung im Bereich der Wand, wo der ursprünglich senkrechte Stab um mindestens 10° vom Lot abweicht. An diesem Punkt der Konstruktion, die ehemals 8 m über dem Erdboden lag, befand sich das Fußgelenk des Binders. Offensichtlich wurde das statische System des gesamten Trägers beim Umbau verändert, denn alle Verbindungen des Stabwerkes sind genietet, d. h. auch die ehemaligen Gelenkpunkte wurden augenscheinlich steif ausgebildet. Aus dem ursprünglichen Viereckbogen wurde ein fest eingespannter Rahmen. Man bedenke in diesem Zusammenhang, daß die Konstruktion durch die geänderte Nutzung des Raumes ohnehin anderen statischen Anforderungen unterliegt.

Der Zeitpunkt der Hallenumsetzung läßt sich aus den Militärarchivakten folgern. Sie geben allgemein Auskunft über den Zeitraum und die Bedingungen vom Ab- bzw. Aufbau der Luftschiffhallen, der durch Artikel 202b des Versailler Vertrages geregelt war. Die Hallen, die nicht an die Alliierten ausgeliefert oder zum privaten Luftschiffverkehr bestimmt wurden, mußten bis zum 15. 2. 1921 niedergelegt sein. Sie wurden teilweise zum Verkauf auf Abbruch an deutsche Käufer freigegeben. Der Wiederaufbau an einem anderen Ort mußte binnen 12 Monaten geschehen sein. Über die Behandlung von kommunalen und privaten Hallen, zu denen auch das Gebäude in Baden-Oos gehörte, entstand einiges Tauziehen. Es sieht so aus, als habe deren Aufbau nicht in jedem Fall der vorgeschriebenen Frist unterlegen. So ließe sich die Errichtung 1923 in Richtberg erklären. Nach den vorliegenden Untersuchungen läßt sich mit Sicherheit sagen, daß wir es bei der Sägehalle der



6 ÜBERLAGERUNG DER HALLENQUERSCHNITTE. Die Skizze zeigt den ursprünglichen Bauzustand (Baden-Oos) und den nach der Umsetzung (Richtberg) mit verkürzter Höhe und Spreizung.

Karl Richtberg KG mit dem Teil (einem Drittel) einer umgesetzten Zeppelinhalle zu tun haben, bei der es sich höchstwahrscheinlich um die ehemalige DELAG-Halle der M.A.N. Gustavsburg in Baden-Oos handelt.

Zeppelinhallen gehören zu einer Gruppe von technischen Kulturdenkmalen, die eine kurze, bereits abgeschlossene Epoche der Luftfahrtgeschichte dokumentieren. Die Konstruktion in Richtberg ist das letzte Zeugnis dieser kurzlebigen und geschichtsträchtigen Gebäudegattung. Gegenwärtig spielt die Werksleitung in Bingen mit dem Gedanken, zwei Drittel des imposanten Daches abzutragen, weil es im Bereich des Firstes undicht sei und die Raumhöhe ohnehin nicht genutzt würde. Das Denkmalamt plädiert dafür, daß dieses einzigartige technische Kulturdenkmal unverändert erhalten bleibt.

#### Literatur:

- Hugo Eckener: Im Zeppelin über Länder und Meere. Flensburg 1949.
- Fritz Eiselein: Vom Wettbewerb um die Luftschiffbauhalle Zeppelin's. In: DBZ (Deutsche Bauzeitung) 43, 1909, Nr. 10, 12, 14, 18.
- W. Freiherr von Tettnau: Zur Ästhetik der Eisenarchitektur. In: DBZ 42, 1908, Nr. 4.
- Martin Wagner: Die Kunst im Ingenieurbau. In: DBZ 49, 1915, Nr. 3.
- DBZ 46, 1912, Nr. 36, Vermischtes: Architekten- und Ingenieur-Verein zu Düsseldorf.
- DBZ 47, 1913, Nr. 18, Vermischtes: Verein für Deutsches Kunstgewerbe in Berlin.
- Richard Sonntag: Zur Entwicklung der drehbaren Luftschiffhallen. In: DBZ 48, 1914, Nr. 12, 14.
- Richard Sonntag: Über die Entwicklung und den heutigen Stand des deutschen Luftschiffhallenbaus. Berlin 1913.
- Hans von Schiller: Zeppeline, Wegbereiter des Luftschiffverkehrs. Bad Godesberg o.J. (um 1966).
- Aktenmaterial des Bundesarchiv-Militärarchivs, Sitz Freiburg.

Dipl.-Ing. Elisabeth Essner  
LDA · Referat Inventarisierung  
Colombistraße 4  
7800 Freiburg im Breisgau





1 GESAMTANSICHT VON SÜDWESTEN.

## Gernot Vilmar: Sicherung und Instandsetzung von Schloß Ortenberg im Ortenaukreis

Am Eingang des Kinzigtals, unweit südlich von Offenburg und oberhalb des gleichnamigen Ortes, liegt auf vorspringender Bergkuppe in beherrschender und weithin sichtbarer Lage die alte Reichsburg Ortenberg. Über Jahrhunderte hinweg kontrollierte sie als Sperrfeste den Taleingang und die schon auf die Römer zurückgehende Kinzigtalstraße mit ihrem Verkehr zwischen Rheinebene und Schwarzwald. Zugleich war sie Verwaltungs- und Gerichtsmittelpunkt der reichsunmittelbaren Besitzungen in der Ortenau, der ehemaligen Landvogtei Ortenau. Noch im Namen des heutigen Ortenaukreises, als dessen Wahrzeichen sie gelten kann, lebt ihre Bedeutung fort.

Die geschichtlichen Anfänge der Burg liegen im dunkeln. Seit 1218 ist Ortenberg nachweislich staufische Reichsburg, schriftliche Belege hierzu gibt es seit 1233. Doch währt die Stauerherrschaft nur knapp drei Jahrzehnte. Nach dem Sturz der Stauer wird die Reichsburg zum Streit- und Pfandobjekt zwischen König und Landesfürsten. Die Landvogtei verkleinert sich, Burg Ortenberg bleibt jedoch Sitz des Landvogtes. Die Bischöfe von Straßburg, die Habsburger, die Markgrafen von Baden, die Kurpfalz und die Grafen von Fürstenberg kommen im Wechsel in den Besitz der Burg bzw. der Pfandherrschaft, zeitweise unter Teilung der Reichspfandschaft.

Im 15. Jahrhundert sind umfangreiche Baumaßnahmen an der aus Unter- und Oberburg bestehenden Burganlage bezeugt, die bis dahin im wesentlichen ihre staufische Form

bewahrt haben dürfte. Seit der Einführung der Feuerwaffen gegen Ende des 14. Jahrhunderts im südwestdeutschen Raum legen sich Städte und Burgen zur Erhöhung der Verteidigungskraft sog. Rondeln zu, d. h. runde, zum Innenbereich offene Halbtürme, die in den Graben vorspringen und aus deren Schießscharten der Grabenbereich bestrichen werden kann.

Im letzten Viertel des 15. Jahrhunderts dürften so auf Ortenberg die drei starken Rondell-Türme auf der Nord- und Ostseite, den gefährdeten Halsgrabenseiten, dazu weitere kleine Türme auf den übrigen Seiten entstanden sein. Auch die heute weitgehend verschwundenen vorgeschobenen Erdschanzen als zusätzliche Befestigung auf der Nordostseite dürften aus dieser Zeit vor 1504 stammen.

Doch diese Maßnahmen können nicht verhindern, daß die Burg 1504 durch Kaiser Maximilian I. sturmreif geschossen und erobert wird. Durch die Möglichkeit der überhöhten Aufstellung der Geschütze auf den Hängen oberhalb der Burg war eine wirksame Verteidigung durch die Burgbesatzung von vornherein ausgeschlossen. Damit erlischt die fortifikatorische Bedeutung von Burg Ortenberg. Eine „Modernisierung“ der Verteidigungsanlagen durch die Schaffung von Bastionärbefestigungen wird nicht mehr vorgenommen.

Als der französische Marschall Créqui im Holländischen Krieg (1672–78) die Ortenau besetzt, wird Burg Ortenberg mühelos eingenommen, am 31. Juli 1678 beim Rückzug



gesprengt und damit, wie es in einem zeitgenössischen Bericht heißt, „totaliter ruiniert“. Es finden wohl noch einige notdürftige Reparaturarbeiten statt, doch 1697 vollenden die Franzosen die Zerstörung. Im folgenden Jahrhundert dient die Ruine als Steinbruch, bis sie 1806 in das Eigentum des badischen Staates übergeht. Aber auch dieser kann dem weiteren Verfall nicht Einhalt gebieten.

1833 kommt das Ortenberger Schloßbregut einschließlich der Burgruine durch die großherzogliche Hofdomänenkammer zur Versteigerung. Käufer ist Gabriel Leonhard v. Berckholtz, vermöglicher Kaufherr aus Riga in Livland. Seine Familie gehört dem hanseatisch-baltischen Stadtpatriziat an, 1793 war sein Vater von Kaiser Franz II. geadelt worden. 1825 verließ Leonhard v. Berckholtz Rußland und ließ sich nach Aufhalten in verschiedenen Ländern Europas 1830 mit seiner Familie in Karlsruhe nieder. Es ist zu vermuten, daß sich v. Berckholtz selbst in nicht unerheblichem Maße mit Überlegungen zum Wiederaufbau und zur Neugestaltung von Schloß Ortenberg befaßt hat, wie dies für Bauherren historistischer Schlösser in vielen Fällen bezeugt ist. Auf seinen ausgedehnten Reisen hat v. Berckholtz zweifellos eine nicht unbeträchtliche Zahl von Schloßanlagen, auch wohl solcher des Historismus, kennengelernt. In seinem Besitz befanden sich u. a. Abbildungen der Schlösser Eaton Hall, Babelsberg und vor allem von Schloß Stolzenfels am Rhein.

Die Gründe für die Erbauung oder auch Wiedererbauung („Restaurierung“) der zahlreichen Schloß- und Burganlagen im 19. Jahrhundert sind vielschichtig und können hier nur angedeutet werden. Neben formalen und geistesgeschichtlichen Einflüssen aus England, die u. a. mit dem Vordringen des englischen Landschaftsgartens und seiner in gotischen Formen errichteten Parkburgen in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts auf dem Kontinent Fuß fassen, sind es vor allem die Ideen der Romantik mit ihrer Hinwendung zu Kunst, Kultur und Geschichte des Mittelalters, die seit dem Ausgang des 18. Jahrhunderts wesentliche Bedeutung erlangen. Dazu kommen – mit dem gotischen Baustil verbundene – nationale Tendenzen und vielfach die Rückbesinnung des Adels auf seine glanzvolle Familientradition und die hochgemute mittelalterliche Ritterwelt der Vorfahren in einer Zeit des Umbruchs und der stetigen Abnahme der eigenen Machtstellung. Andererseits eröffnet sich jetzt dem reichen Privatmann und dem „Finanzadel“ die Möglichkeit, Eigentümer eines Schlosses zu werden und sich damit „Tradition“ zu schaffen.

Als Beispiele für die Wiedererstellung mittelalterlicher Burganlagen – wobei die Bezeichnung Burg oder Schloß nicht eindeutig abzugrenzen ist – seien hier genannt: die Rheinburgen Rheinstein (1825–1829), Stolzenfels (1836–1845) und Sooneck (1842–1845), erbaut durch das preußische Königshaus, an die sich eine Reihe weiterer Burgen am Rhein anschloß; in Süddeutschland: Ebersteinschloß (nach 1800 beg. – 1805 und später) in der Nähe von Gernsbach im Murgtal, Schloß Hohenschwangau (1833–1836 und später), Burg Lichtenstein (1840–1842 und später) bei Reutlingen und Burg Hohenzollern (nach 1848–1867). Allen diesen Burgen ist bei unterschiedlicher Erhaltung und Einbeziehung der historischen Bausubstanz gemeinsam die bewußt malerische Gruppierung und Staffellung der Baumassen im Sinne eines „romantischen“ Bildes einer mittelalterlichen Burganlage. Charakteristisch ist die Vielzahl der Türme und Türmchen, wobei die fortifikatorische Ausstattung mit Zinnen, Konsolen etc. lediglich dekorativen Charakter hat. Von der Idee und Ausführung her ist der Burg- und Schloßbau des Historismus als Gesamtkunstwerk



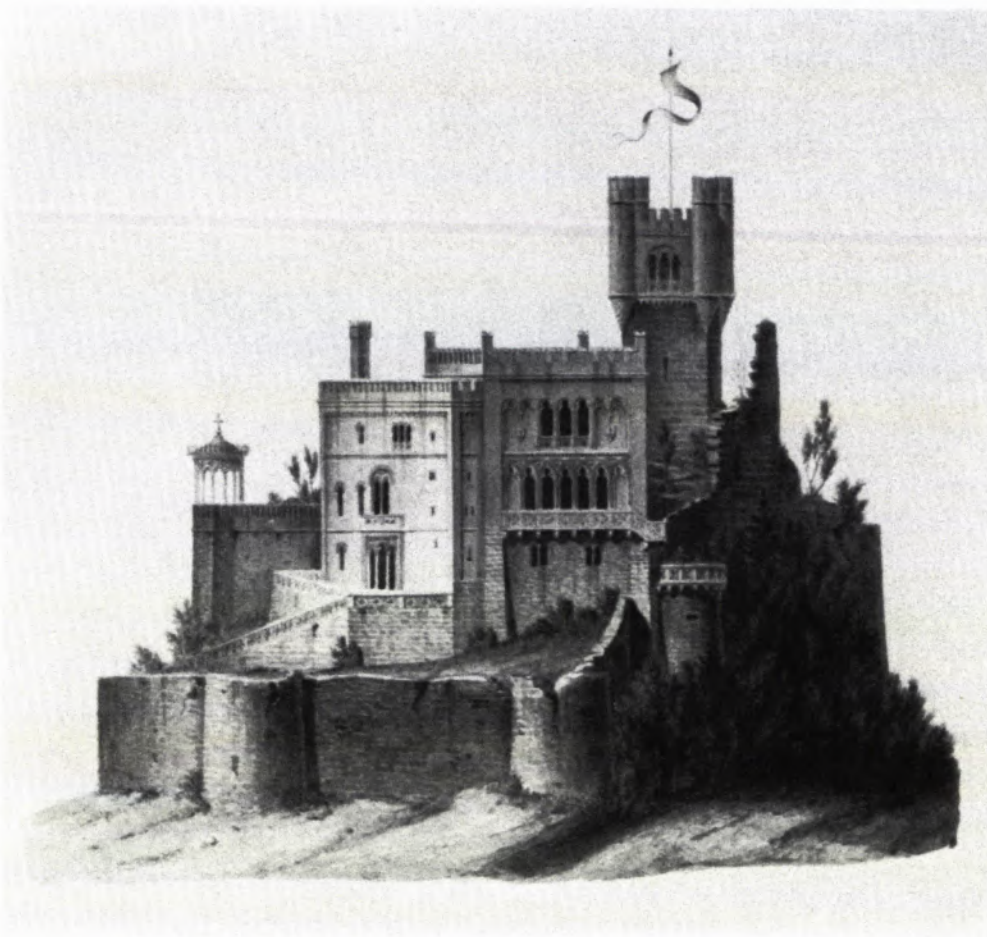
2 „SITUATIONSPLAN“ der Schloßanlage vor dem Wiederaufbau. Kolorierte Zeichnung von F. Maler 1833.

in Übereinstimmung von Natur, Bauwerk und Ausstattung, der Architektur mit den übrigen Künsten wie Malerei, Plastik, Schnitz- und Dekorationskunst einschließlich der Möblierung zu sehen. War der Historismus, und insbesondere der Schloßbau des 19. Jahrhunderts, lange Zeit diskreditiert und von Kunstgeschichte und Öffentlichkeit mit recht abschätzigen Urteilen bedacht worden, so sind wir heute dabei, eine völlige Um- und Neubewertung vorzunehmen und auch die eigenschöpferische Leistung dieser Epoche mit ihren vielen bedeutenden Bau- und Kunstwerken anzuerkennen und zu würdigen.

Kehren wir zurück zu Schloß Ortenberg. Unmittelbar nach dem Erwerb der Ruine läßt v. Berckholtz mit den Vorbereitungen und Planungen für den Wiederaufbau beginnen. Von der mittelalterlichen Burganlage waren auch nach der gründlichen Zerstörung zu Ende des 17. Jahrhunderts nicht unbeträchtliche Partien des aufgehenden Mauerwerks der Türme und des Wohn- und Torbaues auf dem südlichen Teil der Oberburg, neben dem größeren Teil der eigentlichen Ringmauern, erhalten, wie der Situationsplan von F. Maler aus 1833 und eine Reihe von Zeichnungen der Romantik aus der Zeit vor dem Wiederaufbau zeigen. Dazu kamen die Gebäude des Meier- oder Rebhofes auf dem unteren Burghof, die auch nach den Zerstörungen in den Kriegen Ludwigs XIV. instand gesetzt bzw. instand gehalten worden waren.

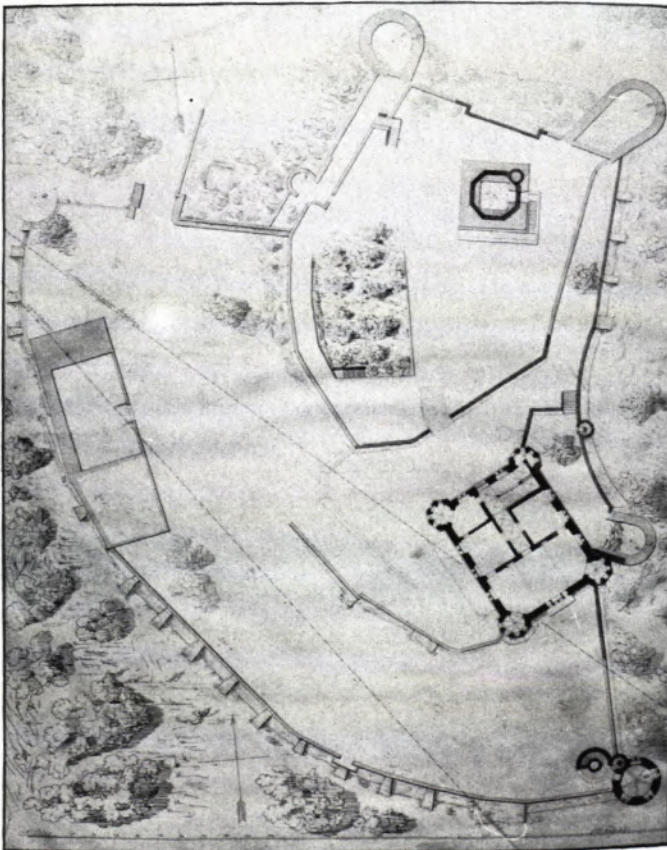
v. Berckholtz beauftragt zunächst den Offenburger Architekten F. Maler, der ihm nacheinander zwei Entwürfe für den Wiederaufbau vorlegt. Maler versucht, die noch vorhandenen Teile des Tor- und Wohngebäudes für seinen neuen Wohn- und Kapellenbau zu verwenden. Dabei ist er zwangsläufig in der Größe des Baues und in der Grundriß-



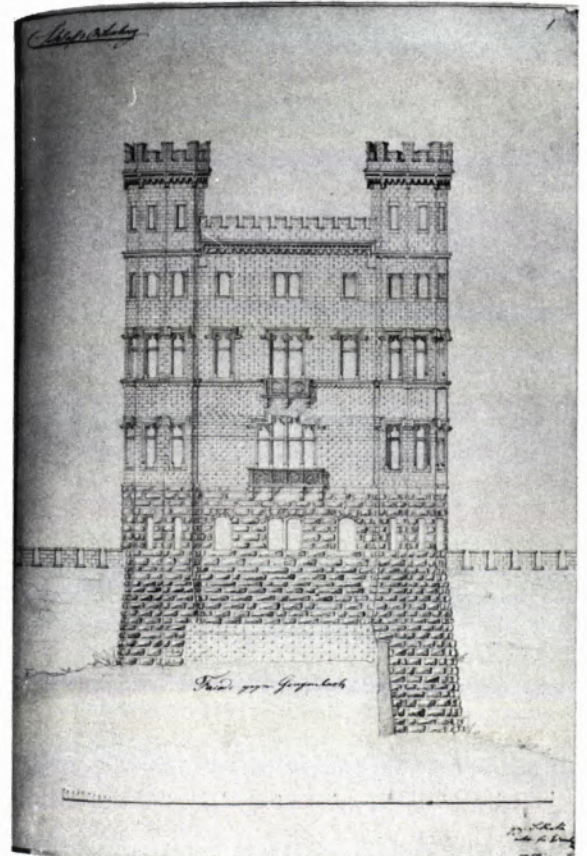


3 ENTWURF zur Wiederherstellung des Schlosses von F. Maler. (Aquarell mit Feder.)

4 LAGEPLAN der Schloßanlage, aufgenommen und gezeichnet durch Jakob Schneider 1838. Die neuen Wirtschaftsgebäude im unteren Schloßhof fehlen noch.



5 WOHNGEBÄUDE, „Facade gegen Gengenbach“, entworfen von Friedrich Eisenlohr. Federzeichnung von S. Roth.





6 ANSICHT VON  
SÜDOSTEN. *Getönte*  
*Lithographie von Fried-*  
*rich Eisenlohr.*



gestaltung Beschränkungen unterworfen. Auch den Ausgang von der Unterburg läßt er in der vorhandenen verwinkelten Form stehen. Wie die Südansicht seiner Planung von 1833 zeigt, fehlt die Aufstockung des Bergfriedes um ein Geschoß mit vier „Pfefferbüchsen“-Türmchen als Wahrzeichen der Anlage nicht. In der formalen Gestaltung bedient sich Maler einer Mischung von Elementen des „Rundbogenstils“ und gotischer Formen, die südeuropäischen Einfluß verraten. Die Entwürfe finden jedoch nicht die Billigung des Bauherrn. Waren es technische oder gestalterische Mängel, ein zu starkes Festhalten am überkommenen Baubestand oder anderes, die Gründe, die v. Berckholtz zur Ablehnung veranlaßten, kennen wir nicht.

1836 erteilt er dem Karlsruher Architekten Friedrich Eisenlohr (1805–1854) den Auftrag für die Planung. Eisenlohr dürfte neben Heinrich Hübsch, dem Nachfolger Friedrich Weinbrenners an der Spitze der Großherzoglich-Badischen Bauverwaltung, der bedeutendste Architekt im zweiten Drittel des 19. Jahrhunderts in Baden gewesen sein. Nach einer Ausbildung im klassizistischen Geist Weinbrenners wendet er sich, u. a. beeinflusst durch einen zweijährigen Italienaufenthalt 1826–28, auf der Suche nach einem neuen Stil wie Hübsch der mittelalterlichen Baukunst zu. 1832 wird er als Lehrer an die Bauschule des Polytechnikums in Karlsruhe berufen. 1853 übernimmt er deren Leitung. 1839 erhält er den gesamten Hochbau für die neu zu schaffende Badische Staatsbahn von Mannheim nach Basel übertragen. Neben diesen umfangreichen Aufgaben erbaut er u. a. die ev. Pfarrkirchen in Baden-Baden und Offenburg. Bedient er sich hier der gotischen Formen, wie auch in Ortenberg, so entstehen die größeren Bahnhofsbauten, die Bahnhöfe von Mannheim, Heidelberg, Karls-

ruhe, Offenburg und Freiburg, im „Rundbogenstil“ in der Auffassung von Heinrich Hübsch.

Bei der Planung von Ortenberg benötigt offensichtlich auch Eisenlohr, wie die noch vorhandenen Planunterlagen zeigen, jeweils mehrere Entwürfe für die einzelnen Bauteile des Schlosses, bis die endgültige Gestalt feststeht. 1838 kann mit den Bauarbeiten begonnen werden. Eisenlohr behält ebenso wie Maler den Platz des alten staufischen Wohngebäudes im Süden der Oberburg für die Errichtung des neuen Wohnbaues bei, verwendet jedoch nur noch die Fundamentmauern der Süd- und Ostseite für den Neubau. Alle übrigen Teile des Stauferbaues, auch die noch vorhandenen anschließenden Mauern des oberen Tores, werden abgebrochen, um auf der Nord- und Westseite mehr Raum für den Bau eines großen kastellartigen, viergeschossigen Wohngebäudes zu gewinnen. Der Grundriß des Neubaus zeigt ein Rechteck mit vier polygonalen Türmen an den Ecken, die durch ihre Überhöhung um ein fünftes Geschoß im Außenbild dominieren und ebenso wie der Kernbau mit Konsol- und Zinnenkranz bekrönt sind. Dazu sind Süd- und Westfassade durch ihre reiche Balkongestaltung als Schauseiten hervorgehoben. Sowohl die Form des Baukörpers wie auch die Einzelformen der Außengestaltung mit Elementen des Tudor-Stils weisen auf englische Einflüsse hin. Da Eisenlohr England nicht besucht haben dürfte, stammen diese Anregungen von veröffentlichten Bauten oder englischen Musterbüchern, die auf dem Kontinent im Umlauf waren. Der Eingang zum neuen Wohngebäude liegt auf der Nordseite. Über eine doppelläufige, axial angeordnete Außentreppe erreicht man das Hauptgeschoß mit dem reich ausgestatteten Rittersaal auf der Südseite, der fast die Hälfte des Grundrisses einnimmt. Im





7 DAS GEWÖLBE im oberen Raum des Malerturms mit Resten der ursprünglichen Ausmalung.

Untergeschoß befindet sich hierunter der gleich große Speisesaal mit dem Anschluß an den wieder aufgebauten „Küchenturm“. Die gewölbten Räume der beiden Obergeschosse liegen ebenfalls je an einem Mittelflur, wobei die Verbindung der vier Geschosse untereinander durch ein seitlich angeordnetes, doppelläufiges Treppenhaus erfolgt.

Gegen Norden grenzt eine neu geschaffene Futtermauer mit Treppenaufgang die nunmehr separate, höher liegende Oberburg ab. Auch die „Auffahrt“ vom unteren Hof zum Schloß wird neu gestaltet. Der Maler- und der Kapellenturm, beide später so benannt, werden unter Verwendung des noch vorhandenen historischen Mauerwerks wieder aufgebaut und je mit einem nutzbaren, entsprechend ausgestatteten und ausgemalten Obergeschosß versehen. (Die Kapelle wird zu einem späteren Zeitpunkt aufgegeben und zu Wohnzwecken umgebaut. Nur die Gewölbe im heutigen Dachraum zeugen noch von der ursprünglichen Verwendung.) Auch der sog. Jakobs- und der „Südturm“ werden erneuert bzw. neu erbaut und mit einem Turmzimmer ausgestattet. Der Bergfried oder „Schimmel“ als Wahrzeichen der Burg erhält auf dem staufischen Unterbau einen zweigeschossigen achteckigen Aufbau mit seitlichem Aufgang und Treppentürmchen bis zur Aussichtsplattform auf dem Dach. Die beiden hohen, rippengewölbten Räume scheinen eine besonders reiche Ausmalung erhalten zu haben. Alle Türme werden wie das Wohngebäude mit Konsol- und Zinnenkranz versehen. Das Niveau des unteren Schloßhofes, zu dem nun ein neuer Torbau führt, wird vereinheitlicht zur Aufnahme einer Gartenanlage im südlichen Teil. Statt der abgebrochenen Meierhofgebäude entstehen im nördlichen Teil ein Verwalterhaus, Stallungen und Bedienstetenwohnungen. Alle Ringmauern werden instand gesetzt, erneuert und, wo notwendig, auch neu erbaut. 1843 sind die Bauarbeiten beendet. Mit der Bauleitung und teilweise auch mit der Bearbeitung von Detailplänen war Georg Jakob Schneider, ein Schüler Eisenlohrs, betraut, der später das Colombischlößchen in Freiburg erbaute.

Wenn wir auch heute den Verlust beträchtlicher historischer Bausubstanz bedauern mögen, auch manchem der dominierende, ein wenig fremdartig wirkende Wohnbau nicht recht zum Bild einer Höhenburg zu passen scheint, so wird doch Schloß Ortenberg durch den Wiederaufbau zu einer Anlage von eigenartigem romantischem Reiz und Charakter, einzigartig in dieser Form im südwestdeutschen Raum.

1872 endete die Zeit der Familie v. Berckholtz auf Schloß Ortenberg. Das Schloß ging an den Baron de Bussièrre über, von diesem 1889 an den Baron v. Hirsch. Während des 2. Weltkrieges gelangte es in den Besitz des Reichsverbandes Deutscher Jugendherbergen, als deren Nachfolgeorganisation das Deutsche Jugendherbergswerk Schloß Ortenberg – nach mancherlei Schicksalen in der Kriegs- und Nachkriegszeit – seit 1950 wieder als Jugendherberge betreibt.

Als im April 1945 das Schloß in letzte Kampfhandlungen im Kinzigtaleingang verwickelt wurde, erlitten der Wohnbau und die Türme teilweise schwere Schäden durch Flakbeschuß. In der Nachkriegszeit konnten diese nicht überall und wenn, dann nur notdürftig behoben werden. Auch unterlagen das alte Mauerwerk und die rissigen Gewölbe in immer größerem Maße dem natürlichen Verfall, Zinnen drohten herabzustürzen und Treppenanlagen unbegehbar zu werden. Bereits 1957 wurden durch das Landratsamt so gravierende Schäden festgestellt, daß der obere Schloßhof mit dem Bergfried für den Zugang gesperrt werden mußte. Nur die notwendigsten Instandsetzungsarbeiten konnten aus Geldmangel durch das Jugendherbergswerk damals veranlaßt werden. Die umfassende Sanierung der nicht für Herbergszwecke genutzten Schloßteile schob sich immer weiter hinaus und drohte zu einem unbezahlbaren Kraftakt für den Eigentümer zu werden. Als im Jahre 1972 auch noch ein notwendiger, aber recht unbefriedigend geplanter und plzierter Erweiterungsbau durch die Denkmalschutzbehörden abgelehnt werden mußte, trug sich das Jugendherbergswerk ernsthaft mit Verkaufsabsichten und der Aufgabe der Jugendherberge auf Schloß Ortenberg.

Im Frühjahr 1973 trat die Wende zum Besseren ein. In mehreren Besprechungen und Begehungen mit allen Betroffenen und an der Erhaltung der Schloßanlage Interessierten – dem Deutschen Jugendherbergswerk als Eigentümer, der Gemeinde Ortenberg, dem Ortenaukreis, dem damals noch selbständigen Hochbauamt Offenburg als Berater und dem Landesdenkmalamt – wurde in den Jahren 1973 und 1974 ein umfassendes Sanierungskonzept aufgestellt. Dabei konnte es allerdings zunächst nur um die statische und bauliche Sicherung der gefährdeten Teile gehen. Eine Wiederherstellung und Restaurierung der Turmräume mußte – bis auf die Räume im Kapellenturm – einem späteren Zeitpunkt vorbehalten bleiben. Grundlage



8 VOMEINSTURZBEDROHT *ward* das Gewölbe im oberen Raum des Malerturms.



für die Festlegung der Arbeiten waren umfangreiche statische Untersuchungen durch die Ingenieurgemeinschaft Roß & Scharbert, Achern, der die Bauleitung und die Abwicklung aller Maßnahmen übertragen wurde. Die Kosten für das gesamte Programm wurden auf etwa 500000 DM geschätzt, eine Summe, die sich, wenn alle Arbeiten in diesem Jahr abgeschlossen sein werden, verdoppelt haben dürfte. Zu ihrer Aufbringung haben neben dem Eigentümer und dem Landesdenkmalamt die Gemeinde Ortenberg und der Ortenaukreis in höchst anerkennenswerter Weise bei-

getragen. Auch die vielen Arbeitsstunden freiwilliger Helfer aus Ortenberg für Räum- und Säuberungsarbeiten sind hier zu erwähnen.

Im Herbst 1974 wurde als vordringlichste Maßnahme mit der Sanierung des Malerturms begonnen. 1957 war der desolante Zinnenkranz abgenommen und ein Notdach aufgebracht worden. Das aus Backsteinen gemauerte Rippengewölbe über dem Saal im oberen Teil des Turmes war so zerstört, daß der unmittelbare Einsturz drohte. Auch das Gewölbe unter dem Saal war nicht mehr ausreichend

9 DER MALERTURM *mit* Notdach.



10 DER MALERTURM *nach* der Restaurierung.







11 DER OBERE SCHLOSSHOF.



12 SCHADHAFTES GEWÖLBE im Bergfried.



tragfähig. Man entschloß sich, das Notdach zu entfernen und wieder ein Flachdach in Form einer Stahlbetonplatte aufzubringen. An diese tragende Dachplatte wurde mittels einer Bewehrung im Zwischenbeton eine Stahlbetonschale angehängt, mit der das brüchige Backsteingewölbe verbunden und so statisch gesichert wurde. Auch über das Bodengewölbe wurde eine Stahlbetonplatte eingezogen zur Übernahme der tragenden Funktion. Im Äußeren erhielt der Turm wieder seinen charakteristischen Konsol- und Zinnenkranz. Auch wurden die größeren Risse im Außenmauerwerk geschlossen, die südlich an den Turm anschließende Stützmauer instand gesetzt und die Räumung und Reinigung des Burggrabens in diesem Bereich vorgenommen.

Mit der Sanierung des Malerturms wurde gleichzeitig das Problem gelöst, wie ein öffentlicher Zugang zum Bergfried, von dem sich ein eindrucksvoller Rundblick in Kinzigtal und Rheinebene bis nach Straßburg bietet, zu ermöglichen sei, ohne den eigentlichen Bereich der Jugendherberge mit Wohngebäude und unterem Schloßhof in Anspruch nehmen zu müssen. Von vielen bedauert, war die Schloßanlage seit längerem nicht mehr der Öffentlichkeit zugänglich. Gemeinde und Kreis hatten auf eine Änderung dieses Zustandes jedoch großen Wert gelegt. Nach Prüfung der Möglichkeit, einen äußeren Treppenaufgang zum Jakobsturm anzulegen, wählte man die Lösung, einen Zugang durch den Malerturm zu schaffen. Die früher vorhanden gewesenen Gewölbe im unteren Teil des Turmes waren beim Wiederaufbau durch Eisenlohr nicht erneuert worden, so daß es möglich war, mit Hilfe einer Stahlbeton-Wendel-

terre im Inneren und einer äußeren Differenzterre, im Anschluß an den oberen, neu geschaffenen Aus- und Einlaß in den Turm, das Niveau der schmalen Terrasse zwischen Maler- und Jakobsturm zu erreichen. Von hier gelangt man über einen bereits vorhandenen Treppenaufgang, der ebenfalls saniert werden mußte, in den oberen Burghof und damit zum Aufgang auf den Bergfried. 1975 konnten die Arbeiten am Malerturm im wesentlichen zum Abschluß gebracht werden.

1976 wurde die Sicherung und Instandsetzung des Bergfrieds durchgeführt. Dabei konnten die Maßnahmen am stauferzeitlichen Untergeschoß mit seinem Mauerwerk aus mächtigen Bossenquadern (Entfernen von Bewuchs, Reinigung, Neuverfugung, im Inneren Neuverputz) im Rahmen des „Stauferprogramms“ der Landesregierung durchgeführt werden. Die Rippengewölbe über den beiden Obergeschossen wurden in ähnlicher Weise wie die Gewölbe am Malerturm mit Stahlbetonplatten gesichert. Dazu kam die Instandsetzung des Außenmauerwerks, der Zinnenkränze, des unteren Umgangs und der Treppenanlage.

1977 wurden die restlichen Arbeiten im Inneren des Malerturms durchgeführt. Das provisorische Holzdach des Kapellenturms wurde durch eine Stahlbetonschale ersetzt, an die wiederum das darunterliegende Gewölbe angehängt wurde. Gleichzeitig erfolgte die Sanierung des Zinnenkranzes.

Der obere Burghof wurde hergerichtet, in Abstimmung mit der Bezirksstelle für Naturschutz und Landschaftspflege eine Auslichtung des Baumbestandes veranlaßt und eine Trennung in einen öffentlichen und einen der Jugendher-

13 DER BERGFRIED oder „Schimmel“ mit „romantischer“ Gartengestaltung des oberen Schloßhofes. (Aquarell aus dem 19. Jahrhundert.)



14 DER BERGFRIED nach der Sicherung und Instandsetzung, die 1976 durchgeführt wurden.

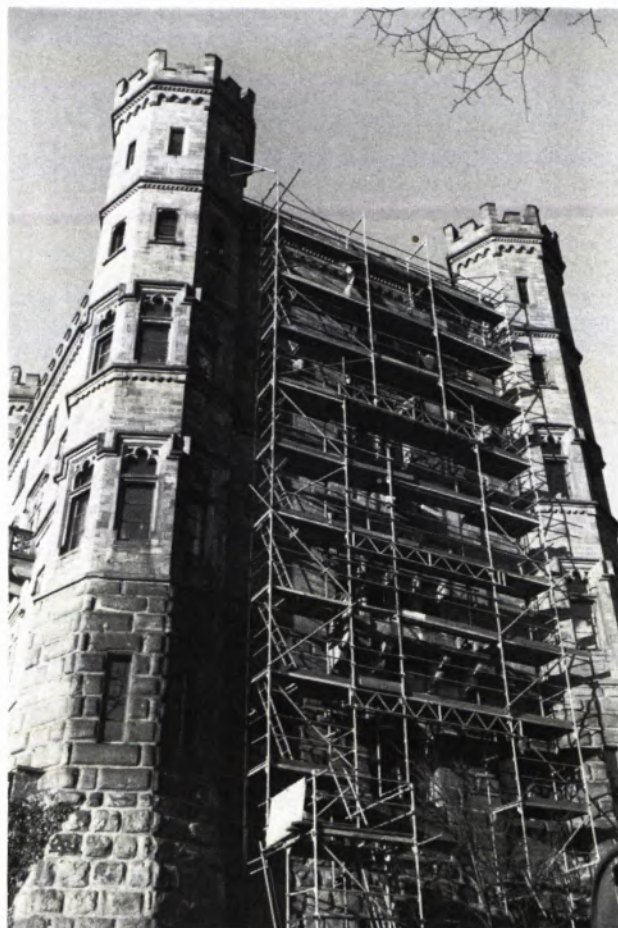




berge vorbehaltenen Teil vorgenommen. Am 20. 4. 1978 konnte der nördliche Teil der Oberburg mit dem Bergfried der Öffentlichkeit übergeben werden.

In den Jahren 1978/79 wurden das Äußere des Kapellenturmes, der Jakobsturm, das Zwischentürmchen auf dem unteren Schloßhof, der Südturm und größere Teile der Ringmauern statisch gesichert und instand gesetzt. Für das Jahr 1981 sind zum Abschluß des Programms die Sanierung der westlichen unteren Burgmauer und die Wiederherstellung der durch Beschuß zerstörten Balkone an der Südfront des Wohngebäudes einschließlich der Erneuerung aller schadhaften Sandsteinpartien vorgesehen.

Parallel mit den eben geschilderten Maßnahmen wurden und werden durch das Deutsche Jugendherbergswerk umfangreiche Baumaßnahmen für den eigentlichen Herbergsbereich durchgeführt. Nachdem im Wintersemester 1972/73 das Institut für Gebäudeplanung der TU Karlsruhe im Rahmen einer Übungsaufgabe die Möglichkeiten einer Erweiterung der Jugendherberge durch Architekturstudenten hatte untersuchen lassen, konnte, auch aufgrund der hieraus gewonnenen vielfältigen Anregungen, 1974/76 durch das Jugendherbergswerk eine Lösung für einen Erweiterungsbau gefunden werden, der sich in geschickter und auch von seiten der Denkmalpflege zu akzeptierender Weise in das Gesamtbild der Schloßanlage einfügt. Es ist ein dreigeschossiger Baukörper, der sich auf dem unteren Schloßhof zwischen dem ehemaligen Stallgebäude und der nördlich vor dem Wohngebäude gelegenen Terrasse an die westliche Ringmauer der Oberburg anlehnt. Ein unterirdischer Gang stellt die Verbindung zum Hauptgebäude der Jugendherberge her. In seinen Bauformen und Materialien nimmt er Elemente der historischen Schloß-



15 DIE SÜDFRONT des Wohngebäudes während der Instandsetzung.



16 DIE SÜDFRONT des Wohngebäudes mit den Kriegszerstörungen.





17 DETAILGESTALTUNG der Westfront des Wohngebäudes.



18 DER KAMIN IM RITTERSAAL.

architektur auf, verleugnet jedoch nicht in seiner Gesamt-  
erscheinung seine Entstehung in unserer Zeit. 1979 wurde  
mit den Bauarbeiten für den Erweiterungsbau begonnen,  
1981 wird er seiner Bestimmung übergeben werden.

1975/76 wurde die funktionell sehr ungünstig bislang im  
Wohngebäude untergebrachte Herbergselternwohnung in  
eine eingeschossige Überbauung des ehemaligen Küchen-  
hofes östlich des Wohngebäudes verlegt. Auch dieser Bau  
fügt sich geschickt und unauffällig zwischen kleinem  
Rondellturm und „Küchenturm“ in das Bild der Ostansicht  
des Schlosses ein. Gleichzeitig wurde die Küche durchgreifend  
modernisiert und das Innere des Hauptgebäudes instand  
gesetzt (die fachgerechte Restaurierung der verbliebenen  
historistischen Ausmalung und Ausstattung, vor  
allem des überaus reich und vorzüglich geschnitzten  
Holzwerkes in den beiden Sälen sollte zu einem späteren  
Zeitpunkt noch vorgenommen werden). 1979 wurden dazu  
die sehr verwahrlosten Räume im Obergeschoß des Kapel-  
enturmes unter sorgfältiger Instandsetzung und Wieder-  
verwendung der noch vorhandenen ursprünglichen Aus-  
stattungssteile hergerichtet und dem Herbergsbetrieb dienlich  
gemacht.

Wenn im Laufe des Jahres 1981 alle Bau- und Instand-

setzungsmaßnahmen beendet sein werden, wird Schloß  
Ortenberg einer „gesicherten“ Zukunft entgegensehen. Es  
bleibt zu hoffen, daß auch die Restaurierung der Turm-  
räume eines Tages noch durchgeführt werden kann.

*Literatur:*

Franz Vollmer: Burg Ortenberg und Bühlweg-Kapelle.  
Zwei Zeugen Ortenauer Vergangenheit. Offenburg o. J.  
(1976)

Die Kunstdenkmäler des Großherzogtums Baden. Max  
Wingenroth: Die Kunstdenkmäler des Kreises Offenburg.  
Tübingen 1908.

Hans-Joachim Clewing: Friedrich Eisenlohr und die Hoch-  
bauten der Badischen Staatseisenbahn. Diss. (Maschi-  
nenschr.) an der TH Karlsruhe 1967.

Studien zur Kunst des neunzehnten Jahrhunderts. Bd. 28.  
Historismus und Schloßbau. Hrg. Renate Wagner-Rieger  
und Walter Krause. München o. J. (1974).

Heinz Biehn: Residenzen der Romantik. München 1970.

*Dipl.-Ing. Gernot Vilmar*

*LDA · Bau- und Kunstdenkmalpflege*

*Colombistraße 4*

*7800 Freiburg im Breisgau*



Michael Schmaedecke/  
Peter Schmidt-Thomé:

## Ausgrabung in der ehemaligen Martinskirche in Müllheim

Im Rahmen des „Zukunfts-Investitions-Programmes“ soll die ehemalige Müllheimer Pfarrkirche St. Martin, die seit 1921 als Festhalle genutzt wurde und renovierungsbedürftig geworden war, wieder für kulturelle und religiöse Veranstaltungen nutzbar gemacht werden.

Die Martinskirche steht auf einem nach Süden wie nach Westen abfallenden Plateau inmitten des Ortskernes von Ober-Müllheim. Sie ist ein rechteckiger Saalbau mit einem 3/8-Chor und einem nach Süden aus der Mittelachse verschobenen mächtigen Westturm mit tonnengewölbter Eingangshalle.

### Quellen

Das Patrozinium zum hl. Martin legt nahe, daß eine erste Kirchengründung bis in die Zeit der fränkischen Missionierung zurückreichen kann. Die ersten urkundlichen Nennungen kirchlicher Institutionen in Müllheim, das 758 in einer St. Galler Urkunde faßbar wird, beginnen allerdings erst 1130 (decanus de Mulnheim) und dann wieder 1266 (plebanus Mulnhain). Von der Kirche selbst ist erstmals 1324 die Rede. Mittelalterliche Baunachrichten von der Pfarrkirche St. Martin fehlen gänzlich. Brände des Ortes 1401 und 1409 lassen Bautätigkeiten an der Kirche ver-



1 KIRCHE ST. MARTIN. Ansicht von Südwesten mit dem aus der Kirchenachse nach Süden verschobenen Westturm.



muten. 1556 wurde in der Markgrafschaft Baden die Reformation eingeführt. In der Folgezeit sind lediglich Reparaturarbeiten und kleinere Baumaßnahmen überliefert: 1719 die Errichtung einer wieder entfernten Vorkirche, 1728 eine weiße Übertünchung des Innenraumes, 1744 der Bau der Sakristei südlich des Chores und 1816 die Entfernung einer Nordwest-Empore, an deren Stelle eine Westempore errichtet wurde. 1881 wurde die Pfarrkirche zugunsten eines Neubaues an anderer Stelle profaniert und zu verschiedenen Zwecken entfremdet. 1913 entdeckte man die Ausmalung der Vorhalle mit einer Darstellung des Weltgerichtes aus spätgotischer Zeit, die 1920/21 beim Umbau des Gebäudes zu einer Festhalle restauriert wurde. Die heute sichtbare Architekturmalerei, die in die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts zu datieren ist, wurde während dieser Baumaßnahmen in Anlehnung an Freilegungsbefunde unter der weißen Tünche wiederhergestellt.

#### *Baubefund*

Der Baubefund liefert weitere Anhaltspunkte für die Baugeschichte: Da der Westturm nicht in der Mittelachse des bestehenden Baues steht, muß er einem Vorgängerbau angehören. Anhand der Malereien in der Eingangshalle ist er, von den oberen Partien mit den Schallfenstern vielleicht abgesehen, in das 14. Jahrhundert zu datieren – voraus-

gesetzt die Malerei ist gleichzeitig mit dem Bau des Turmes entstanden. Die Konzeption der Kirche als Emporenkirche mit einer Nordwest-Empore, auf die sich die Fenster der Nordwand und des nördlichen Bereiches der Westseite beziehen, scheint die Erbauung des heutigen Kirchengebäudes in nachreformatorische Zeit zu setzen, also nach 1556, da der badische Markgraf den Bau von Nordwest-Emporen ausdrücklich angeordnet hatte.

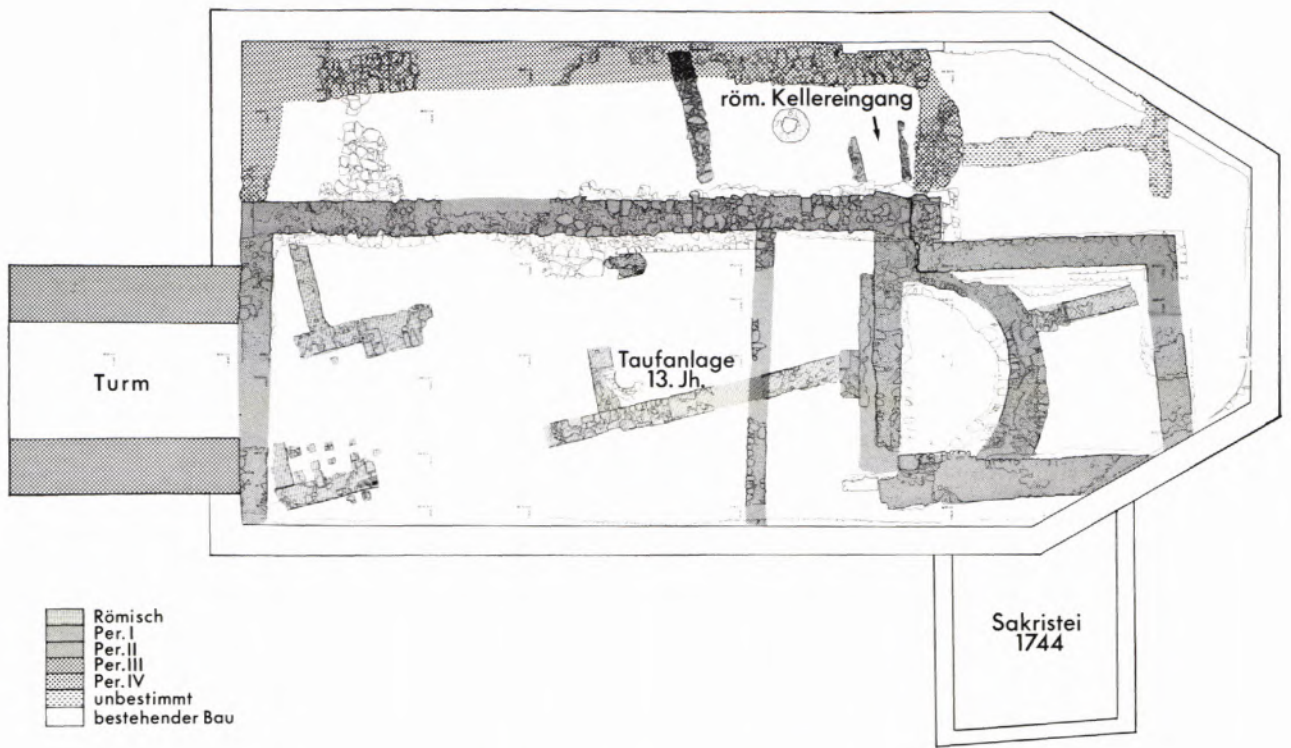
Die Tatsache, daß die Architekturmalerei auf das Grabmal des Ehepaares Habsberg mit den Sterbedaten 1586 und 1589 Rücksicht nimmt, scheint für eine Datierung der Malerei in das letzte Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts zu sprechen.

Die nunmehr in Planung befindliche Restaurierung und Sanierung der Martinskirche sieht unter anderem den Einbau einer Fußbodenheizung vor. Der Bau des Heizungskellers außerhalb auf der Südseite bot im Mai 1979 Gelegenheit zu einer begrenzten Voruntersuchung. Dabei wurde unterhalb der mittelalterlichen Kirchenfundamente eine römische Kulturschicht angetroffen. Ein gleichzeitiger Probeschnitt im Inneren zeigte, daß unmittelbar unter dem modernen Fußboden von 1920/21 die Kulturschichten anstehen. Somit wurde eine planmäßige Grabung im gesamten Kircheninneren von Ende Januar bis Anfang Dezember 1980 durchgeführt.



2 DETAIL DER NORDWAND mit der 1921 wiederhergestellten Malerei.





3 SCHEMATISCHER GRABUNGSPLAN.



4 GRABUNGSÜBERSICHT. Vorgängerbau mit Apsis und späterem Rechteckchor. Der römische Mauerzug läuft diagonal unter dem mittelalterlichen Befund hindurch.



5 UNTERBAU einer Taufanlage. Hier wurden ca. 130 Breisgauer Silberpfennige aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts gefunden.



Es kam ein mittelalterlicher Vorgängerbau der bestehenden Kirche zum Vorschein, dessen Mauerwerk beim Neubau größtenteils niedergelegt wurde. Die Fundamente waren bis auf die der Südsseite, deren Lage der heutigen Südwand entsprach, vollständig erhalten. Die Nordwand des Vorgängerbauwerks verlief wesentlich weiter innen als die heutige, so daß der erhaltene mittelalterliche Turm in dessen Mittelachse zu stehen kommt. Der ersten faßbaren Bauphase gehört der Turm jedoch nicht an, denn es wurde ein durchgehender Westabschluß gefunden, der nicht mit dem Turm im Verband steht. Dieser Westabschluß entspricht in seiner Außenflucht der Innenflucht der heutigen Westwand. Im Osten wird der Kirchenbau von einem leicht eingezogenen apsidialen Chor abgeschlossen. Das Kirchenschiff besaß einen Lehmfußboden, der eine mächtige Planierschicht aus Erdreich und Bauschutt überdeckte. Der Bereich des Chores war erhöht und über eine niedrige Treppe in der Mittelachse des Gebäudes zugänglich. Ungefähr zu Beginn des östlichen Fünftels des Kirchenschiffes durchzieht eine schmale Quermauer den Raum, sie ist mit der Nordmauer verzahnt. Im Westen wie im Osten läuft der Lehmestrich an sie heran, über den sie sich mit vier niedrigen erhaltenen Steinlagen erhebt. Wahrscheinlich handelt es sich hier um eine Abtrennung des Chorbereiches, deren Höhe jedoch unbekannt bleibt.

Ziemlich genau im Mittelpunkt des Raumes fand sich unter dem Lehmfußboden ein vormittelalterlicher Steinsarkophag in Zweitverwendung; anhaftender Mörtel läßt darauf schließen, daß er ursprünglich bis zum Rand verputzt oder vielleicht sogar eingemauert war. Eindeutige Aussagen, ob der Sarkophag mit der Anlage des ersten faßbaren Steinbaues eingetieft wurde, oder schon zuvor in einem nicht mehr faßbaren Holzbau, können vor einer genauen Auswertung der Befunde noch nicht gemacht werden. Der Steinsarg, eine konisch verlaufende eckige Wanne mit einem gewölbten Deckel, ist aus jungtertiärem Süßwasserkalk gefertigt, der im gesamten Oberrheingebiet ansteht (nach Auskunft von Herrn Dr. Ohmert, Geologisches Landesamt Freiburg). Damit steht fest, daß er in einer ein-

heimischen Werkstatt gefertigt worden ist. Im Inneren des Sarkophages lagen die Skelette zweier Bestattungen, von denen eine nachträglich hineingelegt worden ist.

Nach einer Umbauphase wurde das Fußbodenniveau mit einer Schicht aus Bauschutt um ungefähr einen halben Meter angehoben. Im Bereich der Mittelachse des Kirchenschiffes fand sich ein Mörtelstrich mit Abdrücken fischgrätartig angeordneter Ziegelplatten. Dieser Boden erstreckt sich bis in die Eingangshalle des Turmes, hier sogar mit in situ liegenden Ziegelplatten, so daß der Westturm zumindest in seinen unteren Partien sicher dieser zweiten Bauphase zugerechnet werden kann.

Beim bisherigen Stand der Auswertung ist es noch nicht gesichert, ob auch der Rechteckchor, der nach Niederlegung der Apsis erbaut wurde, dieser zweiten Bauphase angehört. Von dem Mörtelstrich mit den Plattenabdrücken überdeckt wurde in der Mittelachse der Kirche, etwa aus der

#### 6 TEIL DER SILBERPFENNIGE in Fundlage.







8 STEINSARKOPHAG aus vormittelalterlicher Zeit; von Südosten aufgenommen.

7 GEBORGENES TEILSTÜCK einer spätgotischen Wandmalerei.

Mitte nach Osten hin verschoben, der Unterbau einer Taufanlage gefunden. Auf dem Grund lagen etwa 130 Breisgauer Silberpfennige aus dem 13. Jahrhundert.

Ein weiterer bedeutsamer Einzelfund ist ein mehr als 1 qm großes Wandstück, das auf seiner Unterseite eine spätgotische Wandmalerei überdurchschnittlicher Qualität trug. Offensichtlich war bei Abbrucharbeiten oder Umbauten zu Ende des Mittelalters, vielleicht nach 1556, eine ganze Wand umgelegt worden. Es gelang, diese Malerei im Ganzen zu bergen.

Im Norden wurde das Kirchenschiff durch einen nachträglichen Anbau mit apsidialem Ostabschluß fast auf die Breite der heutigen Kirche erweitert.

Zahlreiche Gräber wurden von den unterschiedlichen Fußbodenniveaus aus in die Kirche eingetieft. Unterhalb des Lehmfußbodens liegende Gräber (einige davon sind merowingische Steinkisten), die diesen nicht durchschlagen, zeigen, daß sich anstelle der ersten nachweisbaren Kirche ein Friedhof befand.

#### *Römische Befunde*

Schon bei der Sondierungsgrabung im Außenbereich und beim Beginn der Grabung im Inneren der Kirche zeigten sich in den obersten Schichten immer wieder römische Fundstücke, vor allem Bruchstücke von Dachziegeln, die belegten, daß sich unter der Kirche ein wohl größeres römisches Gebäude befinden müsse. Funde von Wandmalerei-resten und zahlreiche Mosaiksteine deuteten eine ehemals herrschaftliche Ausstattung des Gebäudes an.

Unter dem mittelalterlichen Lehmfußboden stieß man auf verschiedene römische Kellerräume, einen Zugang in den

Keller nördlich der mittelalterlichen Kirchennordwand, Reste verschiedener Mauerzüge sowie in der Südwest-Ecke des Kirchengebäudes auf die Reste einer gut erhaltenen Hypokaustanlage.

Große Teile des römischen Mauerwerkes konnten nicht ausgegraben werden, da sie unter noch bestehenden Bauteilen wie dem Westturm der Kirche liegen, oder von wichtigen mittelalterlichen Befunden überdeckt werden.

Trotzdem ist anhand der Befunde auf eine ausgedehnte, repräsentative „villa rustica“ zu schließen.

#### *Ergebnisse*

Folgende Ergebnisse der Ausgrabung können festgehalten werden: An der Stelle der heute erhaltenen Martinskirche stand eine große römische Villa. Nach deren Verfall ebnete man den Platz ein und nutzte ihn als Friedhof, bis eine erste Steinkirche, ein rechteckiger Saal mit einer Apsis, erbaut wurde. In verschiedenen Umbauphasen wurden die Apsis durch einen Rechteckchor ersetzt, ein nördlicher Anbau und der heutige Westturm errichtet. Wohl erst nach der Reformation wurde dieser erste Kirchenbau bis auf den Turm niedergelegt und ein Neubau erstellt, der auf spätgotische Formen zurückgreift und bei dem wohl auch gotische Fenstergewände wieder Verwendung fanden.

*Michael Schmaedecke  
Dr. Peter Schmidt-Thomé  
LDA · Archäologie des Mittelalters  
Colombistraße 4  
7800 Freiburg im Breisgau*



Egon Schallmayer:

## Neue Ausgrabungen in Ladenburg 1980

Die Stadt Ladenburg baut auf dem Gelände der ehemaligen „Engelsburg“ und des „Domhofes“ ein Rathaus, dessen erster Bauabschnitt im Rohbau bereits erstellt ist. Hier wurden 1979 die Reste eines spätrömischen Burgus entdeckt, die Dr. Berndmark Heukemes, Ladenburg, untersucht hat. Ein ausführlicher Bericht wird im nächsten Band der Fundberichte aus Baden-Württemberg erscheinen. Die spätantiken Mauerteile wurden restauriert und in den Rathauskomplex integriert, wodurch sie der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden konnten.

Im Spätjahr 1980 begannen die Arbeiten am zweiten Bauabschnitt, der sich über den Domhofplatz erstreckt. Die Baustelle (Abb. 1) liegt unmittelbar östlich des Burgus und über den Resten der Umwehrung des römischen Kastells, von dem Teile durch frühere Grabungen bekannt sind. Der Verlauf der Kastellmauer ist im Straßenpflaster markiert.

Die Bedeutung von Ladenburg für die provinzialrömische Forschung machte eine systematische Untersuchung notwendig, die durch die rechtzeitige Abstimmung zwischen Stadtverwaltung und Landesdenkmalamt ohne unmittelbaren Zeitdruck durchgeführt werden konnte. Die Ausgrabung richtete sich in ihrer Terminplanung nach dem Fortschritt des Neubaus. Sie dauerte vom 1. April bis zum 10. Dezember 1980. Insgesamt wurden mit einem Profilschnitt und vier Flächen (A–D) über 400 qm untersucht. Bei der Anlage des Profilschnittes und der Anordnung der Flächen konnte auf bereits existierende Pläne der mittelalterlichen und neuzeitlichen Kelleranlagen zurückgegriffen werden. Dadurch war es möglich, einen Schnitt durch die



gesamte Kastellumwehrung zu legen, der von keiner späteren Überbauung beeinträchtigt war. Für Ladenburg existiert damit zum erstenmal ein gesichertes Schichtenprofil durch die zeitlich aufeinanderfolgenden römischen Kastellanlagen (Abb. 2).

### Mittelalterliche Befunde

Zu Beginn der Grabung wurden die modernen Deckschichten des zu einem Parkplatz umgestalteten Geländes mit Hilfe eines Radladers bis in eine Tiefe von 1 m abgetragen.



1 LADENBURG,  
Bildmitte römisches  
Lager (Rechteck),  
gerastert Grabung  
1980.

2 PROFIL durch  
die Umwehrung:  
Die beiden Gräben  
links und rechts  
sind vom jüngeren  
Graben des Stein-  
kastells durch-  
schnitten.





3 FUNDAMENTE der Kastellmauer (Mitte), teilweise ausgebrochen, dahinter die mittelalterlichen Keller.

4 BRUNNEN aus römischer Zeit.

Dabei kamen bereits die römische Kastellmauer sowie mittelalterliche und neuzeitliche, zum Teil noch bis in die sechziger Jahre unseres Jahrhunderts genutzte Kellerteile zum Vorschein. Bei der Anlage des ersten Planums wurden diese Mauerreste freigelegt und aufgenommen (Abb. 3). Da unmittelbar an die Keller anschließende Fundschichten fehlten, mußte die zeitliche Abfolge der Gebäude anhand der Mauerstoßfugen erarbeitet werden. Es ergab sich dabei, daß ein mit seiner westlichen Außenmauer in den nordöstlichen Teil der Fläche A hineinreichender Kellerbau (Keller 3) als älteste mittelalterliche Anlage in diesem Bereich anzusehen ist. Möglicherweise handelt es sich um die Reste eines turmartigen Bauwerks, das wohl noch im 12. Jahrhundert errichtet wurde. In Verlängerung seiner Nordmauer war ein Mauerzug angebaut, der zu einem Keller 2 gehörte, dessen Decke zuerst aus einer auf Sandsteinkonsolen liegenden Holzkonstruktion bestand. Später wurden die Konsolen abgeschlagen und der Keller mit einem gußmauerartigen Gewölbe versehen. An seiner Nordmauer war ein Mauerzug angesetzt, der hier die nördliche Außenmauer des ehemaligen Domhofes bildete. In diese eingezogen war ein zweiter, jüngerer Keller 1 mit einem Gewölbe aus Ziegelmauerwerk. Zwischen den genannten Gewölbekellern lag das Hauptprofil der Grabung. Unmittelbar vor der Ostfront des ersten Bauabschnittes des neuen Rathauses befand sich Keller 6 mit sauber eingesetztem Sandsteingewölbe, der gegen Ende des 19. Jahrhunderts als Eiskeller für eine hier gelegene Brauerei errichtet wurde. Seine Bausubstanz war noch in so hervorragendem Zustand, daß sogar der Baukran auf dem Kellergewölbe aufgestellt werden konnte. Diese sehr tief gegründeten Keller engten die geplanten Grabungsflächen beträchtlich ein. Lediglich der mit Ziegelgewölbe versehene Keller 1 wurde ausgebagert,

um die unter seiner Sohle liegenden Bodenstrukturen untersuchen zu können.

An der südlichen Außenmauer des Kellers 2 war ein mit quadratischen Ziegelplatten ausgelegter Raum angebaut, der offenbar noch bis in jüngste Zeit als Kohlenlager Verwendung fand. Er dürfte im 17. Jahrhundert entstanden sein. Seine südwestliche Raumecke war abgerundet; die Erklärung dafür fand sich nach der Wegnahme des Plattenbelags, als ein darunter gelegener, aus Sandsteinquadern errichteter Brunnen zum Vorschein kam, der mit einer großen lang-







rechteckigen Sandsteinplatte abgedeckt war (Abb. 4). Man hatte die eine Hälfte der Brunnenrundung abgetragen, um die andere in den Mauerbereich einfügen zu können. Der Brunnen wurde bis in 5,80 m Tiefe ausgehoben. In einer Tiefe von 2,30 m befand sich eine 2–3 cm starke Schicht aus Mörtelstrich, über der Keramik und Glas aus der Neuzeit sowie Knochen lagen. Unter dem Estrich wurde nur römisches Material ausgegraben, so daß in dem sauber aufgemauerten Brunnen eine römische Anlage zu sehen ist, die später zu einem neuzeitlichen Eiskeller umgebaut wurde.



Unterhalb eines ebenfalls mit Platten ausgelegten Keller- raums, der an der Südwand von Keller 6 eingebaut war, lagen in einer tiefschwarzen Kulturschicht viele Bruchstücke von Glas- und Tongefäßen, Reste eines „gutbürgerlichen“ Haushaltes der Zeit kurz nach 1500. Weitere Glasfunde des 17. Jahrhunderts wurden aus dem Steinbrunnen in Fläche B geborgen (Abb. 5). Schließlich ist auf der großen Fläche D zwischen den Kellern 1 und 6 eine große ovale Grube von 4 m Durchmesser zu erwähnen, die auf ihrer Oberfläche angeziegelt war und im Nordosten in eine schmale, unregelmäßige Grube auslief. Der Befund läßt auf einen einfachen Brennofen schließen, dessen Feuerungsloch die kleinere Grube gewesen sein dürfte. Keramik aus der Grubenfüllung datiert die Auflassung des Ofens ins 12. oder 13. Jahrhundert. Verkohlte Holzbalken im Innern der Grube lassen sich wohl als Reste der letzten Feuerung erklären.

Neben diesen hoch- und spätmittelalterlichen sowie neuzeitlichen Befunden fanden sich einige frühmittelalterliche Siedlungsgruben. Ihr Fundmaterial ist bedeutungsvoll, da es einen ersten größeren Ausschnitt aus den am Ort verwendeten Keramikarten darstellt. Eine kastenförmige, wohl als Latrine dienende Grube wurde in frühmittelalterlicher Zeit durch die Kastellmauer hindurch bis auf den gewachsenen Kiesboden getrieben (Abb. 6). Dies hat sicher sehr viel

5 GLÄSER aus dem 16. und 17. Jahrhundert.

6 LATRINENGRUBE, die durch die römische Lagermauer durchgebrochen wurde.





Mühe gekostet, mußten doch bei einem Mauerdurchbruch während unserer Grabung Preßlufthämmer eingesetzt werden.

Die überaus sorgsame Aufnahme gerade auch der mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Befunde bei der Ausgrabung am Domhof in Ladenburg ermöglicht ihre Auswertung für die topographische Entwicklung der Stadt von der Spätantike bis zur Neuzeit, zumindest in diesem wichtigen Teilgebiet des Stadtareals. Zukünftige Ausgrabungen werden hier noch weitere Ergebnisse beisteuern können.

#### *Römische Kastelle*

Die römischen Überreste kamen bereits nach dem Abheben der Deckschichten zum Vorschein. Die im Fundamentbereich 2,20 m breite Kastellmauer konnte in den Flächen A–C freigelegt werden. Reste der aufgehenden Mauer fanden sich noch am Ostprofil der Fläche A sowie in Fläche C (Abb. 7). Sie bestand aus in der Regel etwa 30×30 cm großen Sandsteinquadern, die auch in der Fundamentzone sehr sorgfältig in einen harten Kalkmörtel gesetzt waren. Die aufgehende Mauer sprang gegenüber dem Fundament auf beiden Seiten um etwa 15 cm zurück; dies war in Fläche B sehr deutlich an der noch vorhandenen Mörtellinie zu erkennen, welche sich auf dem Fundamentblock abzeichnete. Ebenfalls in Fläche B war die Kastellmauer an ihrer Rückfront auf 90 cm Breite ausgebrochen. Die wieder sorgfältig hergestellte Front läßt erkennen, daß dieses Mauerstück weiter verwendet wurde; möglicherweise hat man es in einen größeren Gebäudetrakt einbezogen, dessen Aussehen wir nicht kennen, da dieser sich unter dem heutigen Straßenbereich fortsetzt. In Fläche C konnte die erste, noch

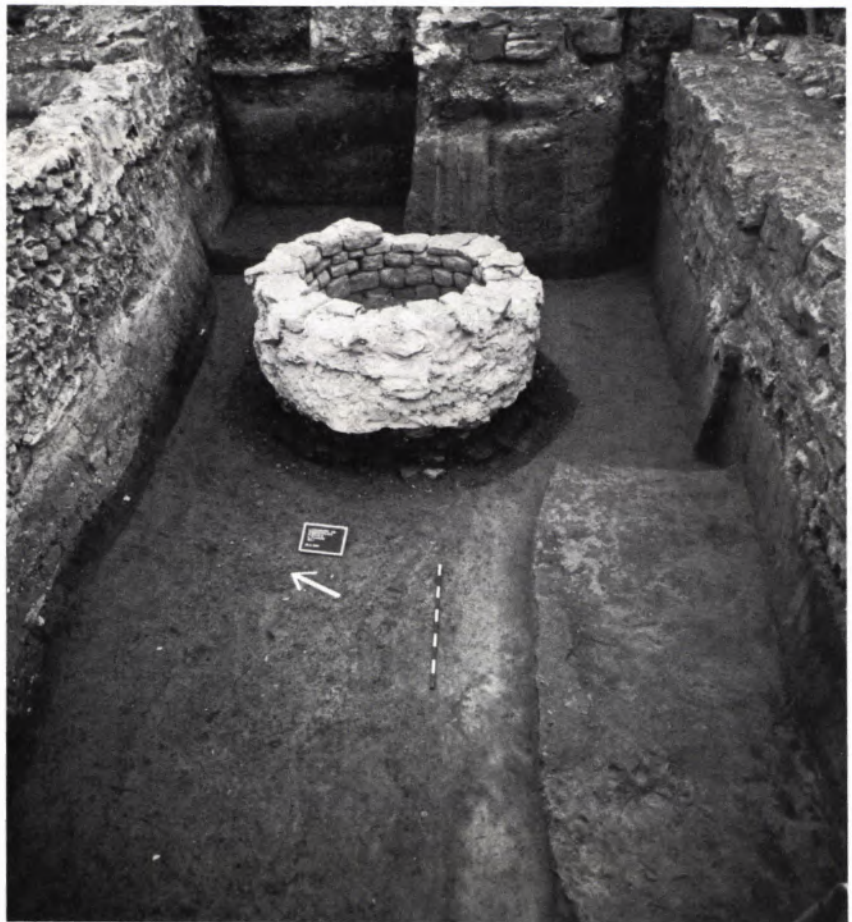
vorhandene Steinlage des aufgehenden Mauerwerks auf mehrere Meter freigelegt werden.

Der zum Steinkastell gehörende Graben zeichnete sich in den Flächen sehr deutlich als schwarzhumose Verfärbung ab. Seine Füllung bestand aus zahlreichen Brand- und Schuttschichten, die von beiden Seiten her eingekippt worden waren und sich überlagerten. Zahlreiche Keramikfunde werden eine Datierung dieser Einfüllhorizonte möglich machen. Über dem Graben saß ein Mauerrest aus Sandsteinquadern im Kalkmörtelverband. Die Errichtung dieses Mauerstücks muß kurz nach der endgültigen Auffüllung des Grabens erfolgt sein, denn offenbar haben sich die Schichten noch weiter gesetzt, so daß die Mauer abrutschte. Aus der unmittelbar unter der Mauer gelegenen Zone wurde ein reichhaltiges Fundmaterial geborgen, darunter eine Wandscherbe einer Terra-Sigillata-Schüssel des Blickweiler Töpfers des „kleinen Eierstabs“, der etwa zwischen 130 und 150 n. Chr. produziert hat. Damit erhalten wir einen Hinweis, seit wann das ehemals militärische Gelände um das Kastell wieder bebaut wurde.

Das Hauptprofil (Abb. 2) der Grabung zeigt zwischen Kastellmauer und Graben eine Berme von etwa 1,50 m Breite. Auf dieser Länge konnte eine humose Bodenzone beobachtet werden, die wohl von einer antiken Laufschiene herrührt. Der Graben des Steinkastells war von dieser Schicht aus in den gewachsenen Sandboden eingetieft, wobei er zwei bereits verfüllte Gräben einer älteren Anlage durchschnitt. Offenbar wurde der Kastellgraben während der Militärzeit von Schutteinlagerungen freigehalten, da sich in den tieferen Zonen nur geringe Fundeinschlüsse fanden: Hier waren einige Mörtelreste eingelagert, auch deuten mehrere Grabenspitzen auf wiederholte Säuberungs-



8 STEINBRUNNEN aus römischer Zeit mit schwarzer Baugrube. Davor – als hellere Verfärbung – Graben 1 des Holzkastells, rechts Fundament der Kastellmauer.



und Nachschachtungsaktionen hin. Wohl erst nach der unter Kaiser Trajan (98–117 n. Chr.) erfolgten Verlegung der in Ladenburg stationierten Truppe (Ala I Cannanefatium) nach Pannonien wurde allmählich der Graben durch Schutt aufgefüllt. Oberhalb dieses Horizontes zeichneten sich im Grabenprofil Schuttschichten aus Stein- und Ziegelbruch sowie aus Mörtelresten ab. Möglicherweise ist dieses Schichtenpaket, das sich auch hinter der Kastellmauer feststellen ließ, erst in nachrömischer Zeit entstanden.

Vom Graben des Steinkastells durchschnitten waren sowohl in den Flächen als auch im Profil zwei ältere Gräben, die zu einem Holz-Erde-Kastell als Vorläufer des wohl um 90 n. Chr. errichteten Steinkastells gehörten. Die Einfüllung dieser Gräben ist in den unteren Partien sehr homogen: Es handelt sich um fast fundleere Sandeinschwemmungen mit Lößzonen (Abb. 8). Im Graben 1 – unmittelbar vor der Steinkastellmauer gelegen und von dieser leicht angeschnitten – lag über dem Einschwemmungshorizont eine graubraune, lehmige Schicht, in der sich an einer Stelle die Umrisse einer Rasenplagge abzeichneten. Damit ist der entscheidende Hinweis für die Existenz einer Rasensodenmauer als Umwehrung des Holz-Erde-Kastells gegeben. Es hat ganz den Anschein, daß die Auffüllung dieser Bodenzone von der Kastellseite her erfolgte: Man kann daher davon ausgehen, daß die Plaggenwand in den z. T. bereits eingeschwemmten und verfüllten Graben des Holzkastells stürzte oder absichtlich hineingeworfen wurde. Anschließend planierte man das Gelände aus, wobei man eine Sandlage aufschüttete, in die dann später die Baugrube der Steinkastellmauer eingetieft wurde.

Graben 2 des Holzkastells – etwa 10 m von der Lagermauer entfernt – weist im wesentlichen einen ähnlichen Ein-

schwemmhorizont auf, der hier allerdings durch eine Schicht aus Sandsteinsplittern abgedeckt ist. Diese Schicht ist mit der Errichtung des Steinkastells in Verbindung zu bringen, da es sich um die bei der Bearbeitung der Mauerquader anfallenden Absplisse handeln dürfte. In Graben 1 dagegen fehlt jeglicher Hinweis auf einen solchen Horizont, deshalb ist Graben 2 später als Graben 1 eingefüllt worden. Über dieser Splitterschicht in Graben 2 befand sich eine reine Sandschicht mit vereinzelt Fremdeinschlüssen, wie Ziegelbruchstücken, Mörtelresten und Keramikscherben, die offenbar ebenfalls nach Auffüllung des Grabens zur Ausplanierung aufgetragen worden war.

Die zum Holz-Erde-Kastell gehörenden Wallstrukturen deckten wir schon bald nach Beginn der Grabung auf. Sie bestanden aus einem Knüppelrost, der unmittelbar hinter der Steinkastellmauer lag (Abb. 9). Es scheint, als seien die Stämme von der jüngeren Mauer gekappt worden. Ihre Länge betrug noch etwa 4,50 m; sie lagen auf einer Humuszzone, die wohl die einstige Geländeoberfläche bildete. Im Profil ließ sich der Rest des auf diesem Knüppelrost aufgeschütteten Erdwalls sehr schön beobachten. Der Wall scheint auch im Steinkastell weiterverwendet worden zu sein, Spuren seiner Vorderfrontkonstruktion (z. B. Pfosten gruben) ließen sich aber leider nicht mehr nachweisen, obwohl ein Teil der Kastellmauer während der Grabung bis auf den gewachsenen Boden abgetragen wurde. Wahrscheinlich sind die ehemals vorhandenen Reste beim Bau der Mauer zerstört worden. Hinter der Knüppellage am Fuß des Erdwalls zeichnete sich eine leichte Vertiefung ab, die hier in die alte Oberfläche eingegraben worden war. Man möchte in dieser Vertiefung den Straßengraben der *via sagularis* sehen, die hinter der Umwehrung im Lagerinnern verläuft.





9 KNÜPPELROST der Holz-Erde-Mauer. Der (während der Grabung ausgehöhlte) Holzrost ist durch einen jüngeren Graben (Mitte) gestört.

Zusammenfassend läßt sich zum Baubefund der römischen Kastellanlagen in Ladenburg folgendes feststellen:

Zunächst wurde ein Holz-Erde-Kastell errichtet, dessen Wehrmauer aus einer Rasensodenwand bestand, hinter der man einen Erdwall auf einem Knüppelrost aufschüttete. Dieser sollte das Zerfließen des Walles verhindern. Die beiden Wehrgräben, deren unterster Teil immer wieder gesäubert wurde, schwemmten mit der Zeit ein. Auch der Plagenwall stürzte in den davor liegenden, bereits halb verfüllten Graben. Darüber wurde Sand deponiert, um das gesamte Terrain auszugleichen. Vor den noch vorhandenen Wall setzte man die mächtige Mauer des Steinkastells. Dazu wurde zunächst eine Mauergrube ausgehoben, die sich im Profil noch sehr klar abzeichnete. Den Kleinschlag, der beim Zuhauen der Mauersteine entstand, lagerte man im Graben 2 ab und planierte danach die noch vorhandene Geländeunebenheit aus. Erst dann wurde der zum Steinkastell gehörende Graben ausgehoben.

In der Zivilzeit wurde ein Teil der Kastellmauer ausgebrochen und der Graben mit Abfall und Schutt aufgefüllt. Eine nur wenig später errichtete Mauer rutschte mit dem sich weiter setzenden Erdmaterial ebenfalls ab.

Weil die Funde aus den einzelnen Militäranlagen noch nicht vollständig aufgearbeitet sind, ergibt sich folgendes noch vorläufiges Bild der Besetzungsgeschichte: Die ältesten Sigillaten datieren in vespasianische Zeit. Das Holz-Erde-Kastell in Ladenburg darf wohl mit dem militärischen Unternehmen des Gnaeus Pinarius Cornelius Clemens der Jahre 74/75 n. Chr. in Verbindung gebracht werden, das die rechtsrheinische Zone unter römische Kontrolle bringen sollte. Die Ablösung des Holz-Erde-Kastells durch die Anlage in Stein dürfte etwa um 90 n. Chr. erfolgt sein, wengleich sich dazu noch nichts Endgültiges sagen läßt. Die zivile Bebauung in diesem Teil des Ladenburger Kastells setzt etwa im zweiten Viertel des 2. Jahrhunderts nach Chr. ein.



10 RIPPENSCHALE aus Glas, vermutlich Ende 1. Jahrhundert.

Ein Blick auf die umfangreichen Funde zeigt das breite Spektrum des Fundmaterials aus der Grabung am Domhofplatz. Aus einer hinter dem Erdwall gelegenen frühromischen Grube stammt neben für diese Zeit typischen Krügen eine Rippenschale aus Glas, die vollständig restauriert werden konnte (Abb. 10). Auf den germanischen Bevölkerungsteil im römischen Ladenburg weist u. a. eine bronzene Kniefibel hin, die für den westgermanischen Kulturkreis charakteristisch und für das römische Gebiet nur in wenigen Exemplaren belegt ist. Von den Truppen hergestellte Ziegel verdeutlichen den militärischen Charakter der Baumaßnahmen und geben die beteiligten Truppen namentlich wieder: Gefunden wurden außer verschiedenen Stempelvarianten der in Mainz stationierten 22. Legion auch Ziegel der in Straßburg liegenden Legio VIII Augusta sowie der im benachbarten Kastell Heidelberg-Neuenheim stehenden 24. Kohorte.

Dr. Egon Schallmayer  
LDA · Bodendenkmalpflege  
Karlstraße 47  
7500 Karlsruhe



## Personalia



Rudi Keller †

Am 19. Dezember 1980 ist Rudi Keller nach langer, mit großer Geduld ertragener Krankheit im Alter von 76 Jahren verstorben. Mit ihm ist eine Persönlichkeit von uns gegangen, die lange Zeit mit dem Publikationswesen der Staatlichen Denkmalpflege in Baden-Württemberg eng verbunden war. Bereits zu Beginn des Jahres 1953 wurde ihm vom Landeskulturamt beim Regierungspräsidium Südbaden die verantwortliche Schriftleitung für das damalige „Nachrichtenblatt der Öffentlichen Kultur- und Heimatpflege“ im Regierungsbezirk Südbaden übertragen. Dieses Blatt kam zunächst als Beilage der vom Bund Heimat und Volksleben herausgegebenen Zeitschrift „Der Lichtgang“ in monatlicher Folge heraus. Doch schon im Juli des gleichen Jahres erhielt es seine Selbständigkeit und wurde von nun ab allen Bürgermeisterämtern und Schulen – jeweils über die Landratsämter bzw. Kreis- und Schulämter – und einem großen Kreis interessierter Institutionen und Privatpersonen zugesandt.

Vom Jahre 1955 ab erschien das Blatt in vierteljährlicher Folge, bis es ab 1958 mit der neuen Bezeichnung „Nachrichtenblatt der Denkmalpflege in Baden-Württemberg“ auf Landesebene herauskam. Rudi Keller behielt das Amt des Schriftleiters bis einschließlich 1970. Mit dem Inkrafttreten des Baden-Württembergischen Denkmalschutzgesetzes vom 25. Mai 1971 ging das Blatt in die Regie der Stuttgarter Zentrale des Landesdenkmalamtes über.

In den 17 Jahren seiner Tätigkeit war Rudi Keller, neben seiner Funktion als Schriftleiter, selbst als Autor tätig. Insgesamt 112 Beiträge kamen für das „Nachrichtenblatt“ aus seiner Feder, davon 14 große Aufsätze, deren Titel wir im Anschluß anführen werden, 34 kleinere Betrachtungen und Hinweise und 64 Buchbespre-

chungen. Er hat die Aufgabe dieser Zeitschrift so gesehen, wie sie danach von Bodo Cichy in so treffender Weise charakterisiert worden ist: „Ein lebendiger Mittler zwischen den Denkmalpflegern des Landes und all denen zu sein, die an der denkmalpflegerischen Arbeit und an den Geschicken unseres kulturellen Erbes regen und unmittelbaren Anteil nehmen wollen, als dies allein mit Hilfe der landläufigen Publikationsorgane möglich werden kann“ (Heft 1/1972, S. 1).

In diesem Sinne hat Rudi Keller für das „Nachrichtenblatt“ von dessen Gründung an einen großen Kreis geeigneter Autoren gewonnen, welche ein breit gefächertes Programm kulturell interessierender Probleme dargeboten haben, angefangen von der Denkmalpflege über Natur-, Landschafts- und Volkstumspflege, mittelalterliche Archäologie, Ur- und Frühgeschichte bis hin zum Archiv- und Museumswesen. In der fortlaufenden Reihe „Forderungen und Wünsche der Denkmalpflege“ rief Rudi Keller das Gewissen der Allgemeinheit wach zur Erhaltung bzw. zum Wiederaufbau von im Zweiten Weltkrieg beschädigten oder ganz zerstörten Baudenkmalen von besonderer historischer Aussage. Als Beispiel sei hier das inzwischen wieder erstandene Kornhaus am Münsterplatz in Freiburg genannt.

Rudi Keller war in seinem Wesen und in seiner umfassenden Bildung eine Persönlichkeit des oberrheinischen Raumes. Seine Vorfahren väterlicherseits sind schon im ausgehenden 18. Jahrhundert aus Tirol nach Freiburg eingewandert. Von mütterlicher Seite her entstammte er dem Breisgauer Adel. Daher fühlte er sich schon durch Herkunft und Tradition der einstigen vorderösterreichischen Landschaft, mit Freiburg als Mittelpunkt, und ihren geistigen wie sichtbaren Relikten verpflichtet. In diesem kulturellen Engagement stellte er sich dem Freiburger Denkmalamt von Anfang an als ehrenamtlicher Denkmalpfleger für die Stadt und den Landkreis Freiburg zur Verfügung. Da er an den Universitäten Freiburg, München und Wien Jura und Geschichte studiert und sich ein profundes historisches Wissen erarbeitet hatte, leistete er nicht nur dem Denkmalamt, sondern auch anderen Institutionen, oftmals wertvolle Unterstützung in historischen Fragen. Darüber hinaus war er wegen seiner Spezialkenntnisse in dynastischen und genealogischen Fragen Sachverständiger des Amtes für die Heraldik.

Rudi Kellers Charakter war geprägt von zwei hervorstechenden Eigenschaften: Zum einen von seinem impulsiven Wesen und zum anderen von der Beharrlichkeit, mit welcher er begonnene kulturhistorisch brisante Probleme intensiv auszufechten pflegte. So legte er auch an die Aufsätze, die ihm für das „Nachrichtenblatt“ zugesandt wurden, einen anspruchsvollen Maßstab an und trug entscheidend dazu bei, daß das Blatt das Ansehen eines populärwissenschaftlichen Organes bekam. In gleicher Weise hat er sich als Kreisdenkmalpfleger erwiesen und sich, ohne

Rücksichtnahme auf seine eigene Person, in Wort und Schrift für denkmalpflegerische Belange eingesetzt. Wir sind ihm, unter vielem anderen, zu Dank für seinen mutigen Einsatz verpflichtet, als es darum ging, die von Verwitterung und Zerfall bedrohte Ruine der Freiburger Gerichtslaube zu retten. Damit half er, das erste Zeichen zu setzen zum Wiederaufbau des im Jahre 1979 vollendeten bedeutendsten Profan-Baudenkmal von Freiburg.

In den letzten Jahren vor seiner Erkrankung hat Rudi Keller sich, wie er es auch früher schon getan hatte, eigenhändig archäologischen Aufnahmen gewidmet, z. B. der ehemaligen Wasserburg Wangen bei Tiengen am Tuniberg. So ist er seinem schon in der Jugend gewählten Interesse, Historiker zu sein, bis zuletzt treu geblieben.

Die baden-württembergische Denkmalpflege wird Rudi Keller für seinen Dienst am „Nachrichtenblatt“ und für seinen unermüdlichen Einsatz zur Erhaltung der kulturhistorischen Werte unserer Heimat ein dankendes und ehrendes Gedenken bewahren. *Martin Hesselbacher*

Größere Aufsätze für das „Nachrichtenblatt“ von Rudi Keller

1. Freiburg i. Br., Das Kornhaus sollte wieder aufgebaut werden. 4. Jahrg., Nr. 6/1953, Titelseite.
2. Freiburg i. Br., Neufassung der Herrscherfiguren und Wappen am Kaufhaus. 4. Jahrg., Nr. 7/8/1953, Titelseite ff.
3. Konstituierende Sitzung der Kreisstelle für Naturschutz und Landschaftspflege für den Landkreis Freiburg am 24. 7. 1953. 4. Jahrg., Nr. 9/10/1953, S. 8ff.
4. Schwarz-Gold, Die neuen Landesfarben sind die Farben des Herzogtums Schwaben seit den Hohenstaufen und auch die Farben des alten Heiligen Reiches. 4. Jahrg., Nr. 11/12/1953, S. 3ff.
5. Erläuterungen zum Aufsatz von Staatsarchivdirektor D. Dr. Max Miller, Stuttgart, über das neue Landeswappen. 5. Jahrg., Nr. 3–6, 1954, S. 25ff.
6. Bad Krozingen, Glöcklehofkapelle mit romanischen Wandmalereien. Restaurierungs- und Pflegemaßnahmen sind dringend geboten. Ein Appell an Gemeinde und Kurverwaltung! 5. Jahrg., Nr. 3–6, 1954, S. 32ff.
7. Die Schändung des oberen Rheinstroms. 5. Jahrg., Nr. 7–10, 1954, Titelseite ff.
8. Der Freiburger Münsterbauverein. 5. Jahrg., Nr. 7–10, 1954, S. 71.
9. Freiburg i. Br., Wiederinstandsetzung des Hauses Eisenbahnstraße 15 „Zu Unserer Frauen Berg“, Beyer v. Buchholtzscher Hof. 6. Jahrg., Nr. 4–6, 1955, S. 16.
10. Freiburg i. Br., Die Gruftreste des Klarissenklosters unter dem neuerrichteten Rathausanbau sollen erhalten bleiben. 6. Jahrg., Nr. 4–6, 1955, S. 20.
11. Alemannisches Institut, Jahresbericht 1955. 6. Jahrg., Nr. 10–12, 1955, S. 68.



12. Vorderösterreich, Zum Bilde Albrecht VI. Erzherzogs zu Österreich, des Gründers der Freiburger Universität. (Aus Anlaß der Feiern zum 500jährigen Bestehen der Universität zu Freiburg i. Br.) 8. Jahrg., Nr. 2, 1957, Titelseite ff.



### Hermann Diruf

Bau- und Kunstdenkmalspflege  
Außenstelle Karlsruhe

Hermann Diruf, Jahrgang 1945, studierte an der Universität München Kunstgeschichte, Vor- und Frühgeschichte und Provinzialrömische Archäologie. Sein kunsthistorisches Studium schloß er bei Prof. Norbert Huse mit der Dissertation über das Thema: „Baugeschichtliche Untersuchungen zur venezianischen Palastarchitektur in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts“ ab. Für die zusammenfassende Behandlung der Materie stand ihm ein Jahresstipendium des Deutschen Akademischen Austauschdienstes in Venedig und auf der Terra ferma zur Verfügung. Die Arbeit konnte dann mit Hilfe eines Kurzstipendiums des Deutschen Studienzentrums 1977/78 in Venedig abgeschlossen werden.

Während seiner Studienzeit nahm er an archäologischen Ausgrabungen zur Langobardenforschung in Oberitalien (Inviolino-Friuli) teil, die vom Institut für Vor- und Frühgeschichte der Universität München durchgeführt wurden. Weitere Grabungserfahrungen gewann er auf dem Auerberg im Kreis Schongau; auf einer Grabung, die zur Erforschung einer früh-römischen Siedlung diente.

Schon während des Studiums war Hermann Diruf 1974 für die Inventarisierung am Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Außenstelle Karlsruhe, tätig. Nach seiner Anstellung im September 1978 gehörte die Inventarisierung des Neckar-Odenwald-Kreises zu seinen ersten Aufgaben. Seit Sommer 1979 ist er als Gebietsreferent in der Bau- und Kunstdenkmalspflege für den Landkreis Freudenstadt, den Landkreis Calw und den Enzkreis zuständig.

13. Die historische Aussage und die Bedeutung der Deutschordenskommende im Stadtbild von Freiburg. 1. Jahrg. Baden-Württemberg, Heft 2/1958, Titelseite ff.
14. Der Schnewlin-Grabstein im Berner Münster. 12. Jahrg., Heft 2/1969, Titelseite und S. 50ff.



### Andreas Vorbach

Bau- und Kunstdenkmalspflege  
Außenstelle Karlsruhe

Andreas Vorbach, Jahrgang 1943, studierte an der Universität Karlsruhe Architektur mit der Vertiefungsrichtung Städtebau. Während der Studienzeit war er als wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl für Bauplanung und Entwerfen E. Eiermann und als Tutor tätig. Als Student erlebte er die Beziehungslosigkeit von Planungen der frühen sechziger Jahre zum historischen Stadtgrundriß und zu vorhandenen Stadtbildqualitäten. Durch seine Baugeschichtslehrer Tschira und Sinos nachhaltig beeinflusst, erkannte er in der

Baugeschichte eine wesentliche Grundlage für seine spätere Arbeit. Während des Studiums und nach dem Diplom 1974 arbeitete er als Angestellter in einem großen Karlsruher Architekturbüro. Zur Vertiefung seines Fachwissens begann er beim Regierungspräsidium Karlsruhe 1975 die Referendarausbildung mit dem Schwerpunkt Städtebau und Landesplanung. Auf die Prüfung zum Regierungsbaumeister 1977 folgte eine mehrjährige Praxis als freiberuflicher Planer sowie im kommunalen Bereich als Stadtbauassessor in Fellbach. Er bearbeitete Sanierungsvorhaben nach dem Städtebauförderungsgesetz, dem Bundesbaugesetz, städtebauliche Wettbewerbe und Planungsgutachten.

Seit September 1979 ist Andreas Vorbach als Referent für Planungsberatung in der Außenstelle Karlsruhe des Landesdenkmalamtes tätig. Das Einbringen der Belange der Denkmalpflege und des Denkmalschutzes in städtebauliche Planungen ist eine auf seine Qualifikation und seine persönliche Überzeugung zugeschnittene Aufgabe. Die Kenntnis der regionalen Bautradition ist für ihn eine wesentliche Planungsvorgabe zur Erhaltung der Qualität unserer gebauten Umwelt.

### Festschrift für Dr. Hartwig Zürn

Am 11. April 1981 feierte der frühere Landeskonservator Dr. Hartwig Zürn in Altensteig seinen 65. Geburtstag. Aus diesem Anlaß verfaßten Freunde und Kollegen von der Denkmalpflege, den Museen und den Universitäten eine Festschrift mit Aufsätzen zur südwestdeutschen Archäologie. Diese Festschrift – Band 6 der Fundberichte aus Baden-Württemberg – konnte Herrn Dr. Zürn an seinem Geburtstag überreicht werden.

### Quellennachweis für die Abbildungen

(Die Zahlenangaben verweisen auf die Seiten)

*Fotografien stellten zur Verfügung:*

Ritterhausmuseum Offenburg 68, 69, 73 Abb. 13;

LDA-Freiburg Titelbild (Foto G. Vilmar), 33, 34, 37 Abb. 8, 43, 46, 47 (Vorlage Archiv d. Brüdergemeine Königfeld), 49 Abb. 3 und 4 (Archiv Königfeld), Abb. 5, 50, 51 und 52 (Archiv Königfeld), 53, 57 (Vorlage Fam. Winterhalder, Schneckenhof, Eisenbach), 58, 59 und 60 (Fam. Winterhalder), 61, 62, 64 (Vorlage Maschinenfabrik Augsburg-Nürnberg, Werk Gustavsburg), 66, 70–73 Abb. 14, 74–76, 77 (Foto Glaukert), 78 Abb. 4, 79, 80; LDA-Karlsruhe 37 Abb. 6 und 7, 81 Abb. 2, 82–86;

Aus: Hrg. Ph. Filtzinger, D. Planck, B. Cämmerer, Die Römer in Baden-Württemberg, Stuttgart und Aalen 1976 (S. 345) 81 Abb. 1;

Aus: Wilhelm Lochstampfer, Das alte Bauernhaus des Hochschwarzwaldes, Hrg. Staatsbauschule Karlsruhe Hochbauabteilung 1942 (S. 10, 12, 13) 35;

Aus: Ludwig Neumann, Der Schwarzwald, in: Land und Leute, Monographien zur Erdkunde, Bielefeld und Leipzig 1902 (S. 13) 39 Abb. 12;

Aus: R. Schilling, Das alte malerische Schwarzwaldhaus, Freiburg i. Br. o. J. (1915), (S. 28, 32, 34, 39, 43, 67) 38, 39 Abb. 11, 40, 41, Abb. 14, 42;

Aus: Richard Sonntag, Über die Entwicklung und den heutigen Stand des deutschen Luftschiffbaus, Berlin 1913, 63;

Aus: Franz Vollmer, Burg Ortenberg und Bühlwegkapelle, Zwei Zeugen Ortenauer Vergangenheit, Offenburg o. J. (1976), (S. 82) 67.

*Die gezeichneten Vorlagen lieferten:*

LDA-Freiburg 41 Abb. 15 (Zeichnung F. Meckes), 44, 45, 48 (nach einer Vorlage im Archiv der Brüdergemeine Königfeld), 65 (Zeichnung E. Essner), 78 Abb. 3.



# Veröffentlichungen des Landesdenkmalamtes

Die Denkmalpflege hat seit jeher auch einen wissenschaftlichen Auftrag zu erfüllen, nicht nur, indem sie wissenschaftliche Erkenntnisse vielfältigster Art bei der praktischen Betreuung der Kulturdenkmale anwendet, sondern vor allem dort, wo sie selbst Grundlagenforschung treibt. Das ist in erster Linie bei der Herausgabe wissenschaftlicher Inventare der Kulturdenkmale der Fall, aber auch in zahlreichen Einzeluntersuchungen, die vornehmlich bestimmten Themen, einzelnen Monumenten und deren Restaurierung oder den archäologischen Ergebnissen der vom Landesdenkmalamt durchgeführten Ausgrabungen gewidmet sind. Die verschiedenen Sparten der Denkmalpflege geben diese Publikationen in eigenen fachbezogenen Reihen heraus. Sämtliche Veröffentlichungen können durch den Buchhandel bezogen werden.

<p><b>Forschungen und Berichte der Bau- und Kunstdenkmalpflege in Baden-Württemberg</b> Deutscher Kunstverlag</p> <p>Band 1 Peter Breitling Hans Detlev Kammeier Gerhard Loch Tübingen <i>Erhaltende Erneuerung eines Stadtkerns</i> München/Berlin 1971</p>	<p><b>Die Kunstdenkmäler in Baden-Württemberg</b> <i>Die Kunstdenkmäler des ehemaligen Oberamts Ulm – ohne die Gemarkung Ulm</i> Bearbeitet von Hans Andreas Klaiber und Reinhard Wortmann Deutscher Kunstverlag München/Berlin 1978</p>	<p>Band 2 Antonin Hejna <i>Das „Schlöble“ zu Hummertsried Ein Burgstall des 13. bis 17. Jahrhunderts</i> Stuttgart 1974</p>	<p><b>Forschungen und Berichte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg</b> Verlag Müller &amp; Gräff</p> <p>Band 1 Rolf Dehn <i>Die Urnenfelderkultur in Nordwürttemberg</i> Stuttgart 1972</p>	<p>Band 5 Hans Klumbach <i>Der römische Skulpturenfund von Hausen an der Zaber (Kreis Heilbronn)</i> Stuttgart 1973</p>
<p>Band 2 Reinhard Lieske <i>Protestantische Frömmigkeit im Spiegel der kirchlichen Kunst des Herzogtums Württemberg</i> München/Berlin 1973</p>	<p><b>Forschungen und Berichte zur Volkskunde in Baden-Württemberg</b> Verlag Müller &amp; Gräff</p> <p>Band 1 <i>Forschungen und Berichte zur Volkskunde in Baden-Württemberg 1971–1973</i> Stuttgart 1973</p>	<p>Band 3 Barbara Scholkmann <i>Sindelfingen/ Obere Vorstadt Eine Siedlung des hohen und späten Mittelalters</i> Stuttgart 1978</p>	<p>Band 2 Eduard M. Neuffer <i>Der Reihengräberfriedhof von Donzdorf (Kreis Göppingen)</i> Stuttgart 1972</p>	<p>Band 6 Dieter Planck <i>Arae Flaviae I Neue Untersuchungen zur Geschichte des römischen Rottweil</i> Stuttgart 1975</p>
<p>Band 3 <i>Stadtkern Rottweil Bewahrende Erneuerung von Struktur, Funktion und Gestalt</i> München/Berlin 1973</p>	<p>Band 2 Herbert und Elke Schwedt <i>Malerei auf Narrenkleidern Die Häs- und Hanselmaler in Südwestdeutschland</i> Stuttgart 1975</p>	<p>Band 4 <i>Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg</i> Stuttgart 1977</p>	<p>Band 3 Teil 1: Robert Koch <i>Das Erdwerk der Michelsberger Kultur auf dem Hetzenberg bei Heilbronn-Neckargartach</i></p>	<p>Band 7 Hermann Friedrich Müller <i>Das alamannische Gräberfeld von Hemmingen (Kreis Ludwigsburg)</i> Stuttgart 1976</p>
<p>Band 4 Heinz Althöfer Rolf E. Straub Ernst Willemsen <i>Beiträge zur Untersuchung und Konservierung mittelalterlicher Kunstwerke</i> München/Berlin 1974</p>	<p>Band 3 <i>Forschungen und Berichte zur Volkskunde in Baden-Württemberg 1974–1977</i> Stuttgart 1977</p>	<p>Band 5 Hans-Wilhelm Heine <i>Studien zu Wehranlagen zwischen junger Donau und westlichem Bodensee</i> Stuttgart 1979</p>	<p>Teil 2: Alix Irene Beyer <i>Die Tierknochenfunde</i> Stuttgart 1972</p>	<p>Band 8 Jens Lüning Hartwig Zürn <i>Die Schussenrieder Siedlung im „Schlößlesfeld“ Markung Ludwigsburg</i> Stuttgart 1977</p>
<p>Band 5 <i>Der Altar des 18. Jahrhunderts Das Kunstwerk in seiner Bedeutung und als denkmalpflegerische Aufgabe</i> München/Berlin 1978</p>	<p><b>Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg</b> Verlag Müller &amp; Gräff</p>	<p>Band 6 <i>Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg</i> Stuttgart 1979</p>	<p>Band 4 Teil 1: Gustav Riek <i>Das Paläolithikum der Brillenhöhle bei Blaubeuren (Schwäbische Alb)</i> Stuttgart 1973</p>	<p>Band 9 Klemens Scheck <i>Die Tierknochen aus dem jungsteinzeitlichen Dorf Ehrenstein (Gemeinde Blaustein, Alb-Donau-Kreis) Ausgrabung 1960</i> Stuttgart 1977</p>
<p>Band 6 <i>Historische Gärten und Anlagen als Aufgabengebiet der Denkmalpflege</i> Verlag Ernst Wasmuth Tübingen 1978</p>	<p>Band 1 Günter P. Fehring <i>Unterregenbach Kirchen, Herrnsitz, Siedlungsbereiche</i> Stuttgart 1972</p>	<p><b>Fundberichte aus Baden-Württemberg Schweizerbart'sche Verlagsbuchhandlung</b> Band 1 Stuttgart 1974 Band 2 Stuttgart 1975 Band 3 Stuttgart 1977 Band 4 Stuttgart 1979 Band 5 Stuttgart 1980</p>	<p>Teil 2: Joachim Boessneck Angela von den Driesch <i>Die jungpleistozänen Tierknochenfunde aus der Brillenhöhle</i> Stuttgart 1973</p>	<p>Band 10 Peter Paulsen Helga Schach-Döriges <i>Das alamannische Gräberfeld von Giengen an der Brenz (Kreis Heidenheim)</i> Stuttgart 1978</p>



E 6594 FX

## DENKMALPFLEGE IN BADEN-WÜRTTEMBERG

Nachrichtenblatt des Landesdenkmalamtes  
Baden-Württemberg  
Eugenstraße 7, 7000 Stuttgart 1  
ISSN 0342-0027  
2/1981 10. Jahrgang April-Juni 1981

# Die Dienststellen des Landesdenkmalamtes

*Das Landesdenkmalamt ist Landesoberbehörde für Denkmalschutz und Denkmalpflege mit Sitz in Stuttgart; die örtlich zuständigen Referate der Fachabteilungen Bau- und Kunstdenkmalpflege (I) und Bodendenkmalpflege (II) sind nach dem Zuständigkeitsbereich der Regierungspräsidien jeweils in Außenstellen zusammengefaßt.*

*Hauptaufgaben des Landesdenkmalamtes als Fachbehörde sind: Überwachung des Zustandes der Kulturdenkmale; fachkonservatorische Beratung der Denkmalschutzbehörden (Landratsämter und Stadtkreise; Regierungspräsidien; Innenministerium), Beteiligung als Träger öffentlicher Belange und Planungsberatung zur Wahrung denkmalpflegerischer Belange insbesondere bei Ortsplanung und Sanierung; Beratung der Eigentümer von Kulturdenkmälern und Betreuung von Instandsetzungsmaßnahmen; Gewährung von Zuschüssen für Erhaltungsmaßnahmen; Bergung von Bodenfunden aus vor- und frühgeschichtlicher Zeit und dem Mittelalter; planmäßige Durchführung und Auswertung von archäologischen Ausgrabungen; Pflege nichtstaatlicher Archive; wissenschaftliche Erarbeitung der Grundlagen der Denkmalpflege und Erforschung der vorhandenen Kulturdenkmale (Inventarisierung).*

*Alle Fragen in Sachen der Denkmalpflege und des Zuschußwesens sind entsprechend bei der für den jeweiligen Regierungsbezirk zuständigen Dienststelle des LDA vorzutragen.*

### **Landesdenkmalamt**

Amtsleitung

Abteilungsleitung

Verwaltung

Inventarisierung

Öffentlichkeitsarbeit

Technische Dienste

Eugenstraße 7

7000 Stuttgart 1

Telefon (07 11) 2 12 53 00

### **Dienststelle Stuttgart**

(zuständig für den

Regierungsbezirk Stuttgart)

Bau- und Kunstdenkmalpflege und  
Zentrale Restaurierungsberatung

Eugenstraße 7

7000 Stuttgart 1

Telefon (07 11) 2 12 52 73

Archäologie des Mittelalters

Teckstraße 56

7000 Stuttgart 1

Telefon (07 11) 28 01 01/App. 64

Bodendenkmalpflege

(mit Abteilungsleitung)

Archäologische Zentralbibliothek

Schillerplatz 1

7000 Stuttgart 1

Telefon (07 11) 21 93/29 80

### **Außenstelle Karlsruhe**

(zuständig für den

Regierungsbezirk Karlsruhe)

Bau- und Kunstdenkmalpflege und  
Archäologie des Mittelalters

Karlstraße 47

7500 Karlsruhe

Telefon (07 21) 2 62 79 und 2 98 66

Bodendenkmalpflege

Karlstraße 47

7500 Karlsruhe

Telefon (07 21) 2 98 66 und 2 62 79

### **Außenstelle Freiburg**

(zuständig für den

Regierungsbezirk Freiburg)

Bau- und Kunstdenkmalpflege und  
Archäologie des Mittelalters

Colombistraße 4

7800 Freiburg/Br.

Telefon (07 61) 2 04 20 25

Bodendenkmalpflege

Adelshäuser Straße 33

7800 Freiburg/Br.

Telefon (07 61) 3 27 19

### **Außenstelle Tübingen**

(zuständig für den

Regierungsbezirk Tübingen)

Bau- und Kunstdenkmalpflege und  
Archäologie des Mittelalters

Schönbuchstraße 14

7400 Tübingen-Bebenhausen

Telefon (07 071) 6 60 11

Bodendenkmalpflege

Schloß/Fünfeckturm

7400 Tübingen

Telefon (07 071) 2 29 90